Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 25 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 29. November 1907

An die preußische Regierung.

Wenn schon die Hundstagsenzyklika und die Attacke des Kardinals Fischer auf eine der Bonner Fakultäten den Gedanken nahegelegt haben — jetzt, nach dem Motu proprio vom 18. November, ist kein Zweifel mehr erlaubt: will die preußische Regierung nicht sich und die deutsche Wissenschaft unsterblich lächerlich machen, so muß sie die katholischen Fakultäten der Theologie aufheben und die Dressur des geistlichen Nachwuchses den bischöflichen Klerikalseminarien überlassen, was ohnehin den Vorschriften des Trienter Konzils und den Herzenswünschen der Bigotten entspricht, also die preußischen Katholiken mit heißer Dankbarkeit erfüllen muß. Und nicht weniger dankbar werden deren Gegner sein: nach romanischer Art gedrillte Pfarrer können bei ihrer geistigen Impotenz weder der evangelischen Kirche gefährlich werden noch als politische Parteiführer wirken. Das stiermäßige Draufgehen des guten Sarto ist psychologisch interessant: „Wir haben mit unserer ultramittelalterlichen Form des Katholizismus zunächst der ältesten Tochter der katholischen Kirche den Katholizismus überhaupt ausgetrieben, also nun erst recht immer mit Volldampf voran auf dem beschrittenen aussichtsvollen Wege!“ Genau die Methode der preußischen Regierung in der Polenpolitik.

Karl Jentsch.

Spiegelung.

Die Casa santa am Königsplatz hat ihre Pforten wieder geöffnet. Equipagen fahren vor, und behende klettern und mit wichtigem Schritt die Sendboten des geeinten Volkes die steinernen Treppen empor; um die heilige Handlung nicht zu versäumen, der Weisheit derer zu lauschen, die er Führer nennt, und denen er treuen Gehorsam schwor: denkt das Provinzialenhäuflein, das sich gleich darauf in den Sitzungssaal drängt. Rasche Ernüchterung folgt. So siehts hier aus? Ein Lärm wie in einem enttäuschten Theaterparkett. Da werden die Abenteuerchen der Feriencampagne erzählt, werden alte Bekannte begrüßt und, nicht immer aufrichtige, Händedrücke gewechselt. Daneben macht die Privatkorrespondenz viel Arbeit. In sanftem Schlummer ruht oben das Bureau, und nur, wenn die von der Tribüne rieselnden Wässerchen ins Stocken gerathen, schreckt Herr Paasche aus behaglichem Sinnen und sieht nach der Rednerliste. Immer dasselbe: nach Einem von der Rechten steigt Einer von der Linken aufs Treppchen; und Jeder weiß, was Jeder zu sagen hat. Drum hört Keiner hin, geht man lieber der Erfüllung seiner Privatwünsche nach, wäre längst nicht mehr da, wenn die liebe Präsenzliste nicht wäre und die Unvernunft einer erzwungenen Parteikonstellation nicht in ewiger Angst vor Ueberraschungen hielte. Wäre das Restaurant nicht: es wäre auf die Dauer nicht auszuhalten. Fällt Einem zum Zeitvertreib gar nichts mehr ein, begrüßt man den Präsidenten, promenirt vor den Bänken auf und ab oder setzt sich auf den berühmten Tisch des Hauses. So siehts hier aus. Und seit der ewige Posadowsky weg ist, macht sich auch der hohe Bundesrath selten. Vielleicht kommts besser, vielleicht erhalten wir mit der Zeit wirklich noch ein acceptables Unterhaus nach englischem Muster. Vorläufig stehen wir zwischen Storthing und Reichsrath, treiben Parteikabale, keine Parlamentspolitik. So wills der Block; und wie die eidgenössischen Radikalen von donnemals jubeln heute die Freisinnigen: douce voix font loi, halten anmaßliche Reden und zittern im Innern doch vor der Möglichkeit, daß das Centrum morgen vielleicht wieder warm in der Wolle sitzt. Ob das monströse Mondkalb sein verpfuschtes Dasein noch lange leben wird? Drei Dinge halten vorläufig noch die Situation: Erstens: der Kanzler ist ohne den lieben Freisinn verloren. Zweitens: Der Freisinn ists ohne diesen Kanzler ebenfalls. Drittens: Das Centrum hat nicht, wie es durch die Herren Gröber und Hertling versichern ließ, die nötige Geduld zum Warten und streckt allzu unvorsichtig nach rechts und links die Fühler aus. Kühl zu bleiben, zwei, drei Jahre selbst in vornehmer Opposition zu verharren und die Leutchen ruhig an sich herankommen zu lassen: eine Kunst ists, die bei uns Niemand mehr übt.

*

Weder im Innern, noch nach Außen. Schon Clemenceau hat, recht deutlich, davon gesprochen, und die hastige Fahrt übers Nebelmeer hat die Thatsache leider wieder aufs Neue bewiesen. Doch von Kritik ist nirgends die Rede. Was im internationalen Geschäft die Herren oben thun, ist wohlgethan. Das ist ja auch so wichtig nicht (wichtiger, viel wichtiger, daß man Ministern Versprechungen entpreßt, die seine Stellung unhaltbar machen und mit dem Manne dann fallen). Wer an die für die Reichswohlfahrt wichtigsten Stellen gesetzt wird, gilt gleich. Disputare de principali judicio non oportet. Sacrilegii enim instar est, dubitare, an is dignus sit, quem elegerit imperator. So stehts im Codex Justinianeus, und bei dieser löblichen Mode

halten wir heute wieder. Darum ist auch kein Volk so leicht zu regieren, wie das der Deutschen. Wer blinde Gefolgschaft versagt, nicht täglich die Leyer für Hymnen gestimmt hat, bescheiden an der Wahrheit eines aus hohem Munde geschlüpften Wortes zweifelt und sich eigene Urtheilsbildung vorbehält, ist ein Schwarzseher, Reichsnörgler oder Comödiant, der sich interessant machen will. Willig wird Alles geglaubt, was man zu glauben empfiehlt. Beispiele? Heute nur Eines.

Seit den Tagen, da die Franzosen sich in Casablanca festsetzten, werden bei uns die Offiziösen nicht müde, zu versichern, daß Frankreich einen unüberlegten faux pas gemacht habe, wird von einer Sackgasse gefabelt, in die es durch Clemenceaus unbedachtsamen Eifer gerathen sei. Am zwölften November war die Marokkodebatte in der französischen Kammer, wenige Tage vorher kam das Gelbbuch heraus, das sich unsere Offiziellen, Offiziösen und Journalisten recht genau ansehen sollten. Mit dem bei uns so beliebten System rascher Ausraubung und noch rascheren Vergessens ists nicht gethan. Am 31. Juli meldete der Comte de Saint-Aulaire, Frankreichs Geschäftsträger in Tanger, die Metzelei von Casablanca, der drei Franzosen, zwei Spanier und drei Italiener zum Opfer fielen. Die Berichte des Grafen zeigen ein Talent, das man sicher auch an der Seine zu schätzen weiß und bald wohl an wichtigerer Stelle verwenden wird. Abhülfe, „l'experience ne le démontre que trop, ne peut être efficacement poursuivie que par nos propres moyens. Nos compatriotes, que nous avons encouragés à s'établir au Maroc, reclament instamment de la sollicitude du Gouvernement de la République des actes décisifs dont personne, dans les milieux les plus hostiles à notre influence, ne songe à contester la légitimité. Tous les regards ici sont fixés sur nous et c'est de la France seulement qu'on attend un secours qu'elle ne peut refuser ni dissérer sans une véritable abdication." Das ist die Tonart; und man begreift nun wohl, warum der Galilée, den Herr Saint-Aulaire nach Casablanca sandte, die Stadt mit Granaten bediente. Am ersten August läßt Herr Pichon in Madrid, London, Rom, Berlin, Petersburg, Wien und Washington melden, was er zu thun gedenkt. Am gleichen Tage erhält er von Herrn Paul Cambon, Frankreichs klugem Sachwalter in London, schon die Antwort: J'ai fait connaître aujourd'hui à sir Charles Hardinge les dispositions que nous avons prises pour la sauvegarde des Européens à Casablanca. Il m'a dit que le Gouvernement britannique n'avait pas l'intention d'intervenir, mais il n'a pas caché qu'on attendait des mesures énergiques du Gouvernement de la République. Diese Depesche ist die wichtigste von allen, wurde aber nirgends erwähnt. Warum? Weil sie nicht in die Feststimmung paßt, die wir gerade für den lieben Vetter überm Kanal empfinden mußten. Die Feier ist vorbei, und wir können, nüchtern nun, konstatieren, daß der liebe Onkel mit sorgsam leitender Hand neben Herrn Clemenceau stand, während er seine Koffer für die Entrevue von Wilhelmshöhe packen ließ. Wer im August vorsichtig andeutete, daß England ins Kartenspiel sah, wurde als unverantwortlicher Hetzer verschrieen, für den Herr Müller-Meiningen Stellung unter Polizeiaufsicht forderte. Nach Cambons Depesche erst kommt Stil in die Aktion, die, natürlich, auch Herr Saint-Aulaire in sich drängenden Depeschen fordert. Am zweiten August spricht Herr Carbonnel in der Wilhelmstraße von Frankreichs Absichten, am vierten gibt Herr Pichon unserm Radolin bei seinem Besuch im Ministerium Aufschluß. „Il n'a fait aucune observation." Wie im Frühjahr 1904. Am Vierten bittet die englische Colonie von Mazagan um französischen Schutz (ohne vorherige Anfrage im Foreigne Office? Unwahrscheinlich.), und die deutsche Colonie

*

folgt dem guten Beispiel. Am Fünften ist Herr Carbonnel wieder bei Tschirschky und giebt ihm vom Stand der Dinge Kenntnis. Antwort: „Devant de tels événements, nous sommes tous solidaires, n'en doutez pas; on pourra juger dans ces circonstances, de la loyauté de notre politique." Reizend; zu gleicher Zeit schossen die Franzosen Casablanca in einen Schutthaufen. Am Siebenten erzählt Herr Jules Cambon die Leistung unserm Leonhard. „C'est excellent, soyez assuré que vous avez toutes nos sympathies." Herr von Tschirschky findet Alles exzellent und charmant (die grämliche Miene der Unsern kam später); Herr Eduard Grey versichert: „Frankreich konnte nicht anders handeln, und es ist gut, daß es gezwungen (von wem?) worden ist, energisch zu handeln"; in Petersburg wurde Alles gebilligt und guter Erfolg gewünscht. Herr Tittoni, unser lieber Freund, endlich giebt zu Allem seinen Segen. Was nachher kam, ist nur die natürliche Entwicklung der Vorgänge dieser Woche.... Das ist die Sackgasse, die in den Köpfen unsrer Offizieusen spuckt. Und da wundert ihr euch, daß Herr Clemenceau mit fidelem Lächeln ins Purgatorium kroch und kein unschönes Wort zu hören bekam? Wollen wir die alberne Mythe, die uns zum Gespött Europas macht, nun noch länger verhöckern?

*

... Vor wenigen Tagen erschien ein Buch über das Leben am preußischen Hofe in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts; ein Frauenbuch, das lehrreich wirkt. Heute nur ein paar Sätze aus den Tagebüchern der Marie de la Motte-Fouqué, Rochows, des Staatsministers Stiefschwester; Worte, die, nach sechzig Jahren, sich lesen, als ob die Schreiberin gestern die Augen geschlossen hätte. „Alle Menschen, die dem Könige nahe standen, wurden von ihm bezaubert, wenn er auf seine Ansichten einging.. Sieht man jetzt, nach einer fünfzehnjährigen Erfahrung, auf jene ersten Monate der Regierung zurück, so erkennt man nur zu deutlich die Anfänge unserer späteren Zustände. Augenblickliche Sympathien in dieser oder jener Richtung verleiten zu Bevorzugungen und Handlungen, die in der nächsten Zukunft schon ohne Folge blieben; deshalb ward keine Richtung konsequent vertreten; es bildete sich ein Parteigeist, der sich um so heftiger gegenüberstand, je schwankender der Schutz von oben sich für oder gegen denselben bewies. Der König glaubte, in der Überzeugung seiner geistigen und irdischen Macht, über den Partheien zu stehen, während er die Beute derjenigen ward, die durch die Umstände zur Macht gelangten. Damals erkannte man diese traurige Eigenthümlichkeit des Koenigs noch nicht so klar; man hielt die verschiedenartigen Bevorzugungen für Folge zu schnellen, durch die Eingebungen eines warmen Herzens gebotenen Handelns und hoffte von der Erfahrung mehr Ruhe und eine größere Ordnung der reich begabten, überquellenden Natur. Es war eine Eigenthümlichkeit des Königs, die er wohl durch eine lange Unthätigkeit angenommen, Regierungsangelegenheiten mit Personen zu beraten, die außerhalb der Verhältnisse standen, und deren Aussprüche sie weder verpflichteten, danach zu handeln, noch eine richtige Kenntnis der Umstände voraussetzen ließen. Sie hörten meist nur seine überzeugende Sprache und erschwerten durch ihr unbedingtes Eingehen in des Koenigs Ideen den handelnden und verantwortlichen Männern ihre Aufgabe." Ich bemerke noch einmal: Die Entstehung dieser Zeilen liegt zwei Menschenalter zurück, und sie handeln von Friedrich Wilhelm dem Vierten, der sich bekanntlich immer sein Urtheil vorbehielt und an seinem Hofe nie etwas von einer Camarilla bemerkt hat.

Karl Schnitzler.

Ist Frankreich kriegsbereit?

Bisweilen — besser gesagt selten — lenken Parlamentsdebatten in einem demokratisch regierten Lande, wo die öffentliche Meinung Herrschergewalt besitzt, die Aufmerksamkeit nicht nur desselben Volkes, sondern ganz Europas auf gewisse allgemein wichtige Fragen. Eine solche — sozusagen internationale — Frage ist jetzt in der französischen Kammer, gleich nach dem Wiederbeginn ihrer Sitzungen, erörtert worden.

Ein ehemaliger Offizier, der ein wichtiges Amt in dem Ressort eines ehemaligen Kriegsministers bekleidet, der Hauptmann Humbert, gegenwärtig Deputierter von Verdun, hat in einem Buche, das öffentliches Aergernis erregt, und nachher von der Rednerbühne herab den französischen Patriotismus durch eine wuchtige Kritik des nationalen Wehrsystems in Angst und Schrecken versetzt. Charles Humbert bekämpft die seiner Ansicht nach gefährliche Vorherrschaft der Bureaus des Kriegsministeriums, die der Autorität des Ministers entgegenwirke, die Ausführung der für die Sicherheit des Landes unerläßlichen Maßregeln behindere, allen Eifer und guten Willen lähme, die Sachkundigen beiseite schiebe, die Uebelstände, unnützen Geldausgaben, die Routine und den Schlendrian verewige, kurz, unser ganzes Wehrsystem auflöse und einer Katastrophe vorarbeite.

Nach Charles Humbert wäre das Kriegsmaterial der französischen Armee im Vergleich mit dem des deutschen Heeres so gut wie wertlos, die Maschinengewehre namentlich beinah unbrauchbar, das Lebelsche Gewehr längst veraltet und endlich unsere gesamten Befestigungswerke an der Grenze so gebrechlich wie Kartenhäuser.

„Hört man den ehrenwerten Herrn Humbert", rief der General Picquart, „so glaubt man wirklich, man träume einen bösen Traum. Danach wären die Pläne schlecht entworfen, widersinnig ausgeführt und immer zwecklos. Die Mauern fallen um, die Kasematten haben Risse, die Kuppeln funktionieren nicht; wenn man eine Batterie Kanonen aufstellt, schießen sie nicht; die Nebenwerke sind nicht fest genug; das Oberkommando ist lahmgelegt. Kurz, diese Kritik unseres Festungssystems könnte betrüben, wenn sie nicht der Wirklichkeit widerspräche.

Nicht zufrieden unsere Angriffs- und Verteidigungswaffen herabzusetzen, bemäkelt Humbert nicht bloß die Dinge, sondern auch die Menschen. Die Intrige und der Nepotismus, behauptet er, beherrschen unsere Armee und entscheiden über das Avancement. Alle unsere Offiziere lassen sich in zwei Kategorien einreihen: Zu der einen gehören die untüchtigen, selbstsüchtigen Streber, die sich der höchsten Kommandostellen bemächtigt haben; zu der anderen die große Mehrheit der rechtschaffenen, fleißigen und patriotischen Offiziere, die sich von allen höheren Chargen unerbittlich ausgeschlossen sehen, allen Hoffnungen und Illusionen entsagen und sich im stillen Ingrimm verzehren. Also überall in der französischen Armee ein unumschränktes Cliquenwesen, konsequente Zurücksetzung der Tüchtigen und, wie Humbert sich noch auszudrücken wagt, Verbrechen gegen das Vaterland.

Unter diesen Umständen braucht sich die wirkliche oder angebliche Begehrlichkeit unserer furchtbaren Nachbarn (Sie sind gemeint, meine Herren Deutschen!) — brauchen

sich unsere Nachbarn jenseits des Rheins mit ihren Annexionsgelüsten nicht länger zu genieren und erst noch lange auf eine günstige Gelegenheit zu warten über unser unglückliches Vaterland herzufallen: Se. Majestät der Deutsche Kaiser entsende bloß seine Stallknechte, die genügen, ihm die Champagne ohne Schwertstreich zu erobern.

Aber es geziemt sich, von ernsten Dingen in einem ernsten Tone zu reden. Wenn Herrn Charles Humberts „böser Traum" ein Bild der Wirklichkeit wäre, so stehe ich nicht an zu behaupten, würde dies ein sehr großes Unglück für die ganze Welt sein. Ich spreche hier in meiner Eigenschaft als demokratischer Abgeordneter, Freund des Friedens und Mitglied der Armeekommission. Da ich die große Ehre habe, für eine angesehene deutsche Zeitschrift zu schreiben, so will ich offen sagen, was ich denke. Habe ich doch nicht vergessen, daß vor zwei Jahren mein ehrenwerter Kollege, Herr Lucien Hubert, eine Einladung erhielt, in der Hauptstadt Ihres Reiches einen Vortrag zu halten, und daß ihm die Leute, die von unsern französischen Chauvinisten hartnäckig „unsere Erbfeinde" geschimpft werden, begeisterten Beifall spendeten. (Es gibt eben boshaftes Gewürm diesseits wie jenseits des Rheines.) Ich weiß, was man von solchen mörderischen Phrasen, solchen Worten des Hasses zu denken hat, mit denen man die Mißverständnisse zwischen den Völkern schürt und verewigt. Ferner bin ich, ehe ich Abgeordneter wurde, Geschichtslehrer gewesen und habe meine Schüler unparteiischerweise das Vaterland Goethes, Schopenhauers und Mommsens bewundern gelehrt. Ich mag nicht ignorieren, daß die modernen großen Nationen etwas Besseres sind als Besatzungen mit Kanonen gespickter Festungen, nämlich Heere organisierter Arbeiter und Träger des friedlichen Fortschritts. Ich glaube an eine dereinstige Versöhnung der Völker und bin überzeugt, daß der eigene Vorteil mindestens ebenso sehr wie die Wissenschaft und die Philanthropie die „Vereinigten Staaten von Europa" zu kräftiger Gegenwehr gegen feindliche Rassen zusammenschweißen wird. Meine Ueberzeugungen geben mir also das Recht, mir Franzosen, mit Deutschen frank und frei zu reden.

Da es sich in diesem Artikel um die Armee und ihre Kriegsmission handelt, so behaupte ich also, wenn Frankreichs Wehrsystem wirklich auf so schwachen Füßen stände, wie Herr Charles Humbert, ein — was ich zu beachten bitte — republikanischer Deputierter und Mitglied der Majorität, so laut erklärt, so würde dies ein Unglück für Deutschland sowohl wie für Frankreich, ja ein Unheil für die ganze europäische Zivilisation sein. In dieser Ansicht begegne ich mich mit dem Deutschen Kaiser, der, als er kürzlich das verrückte Treiben unserer Antimilitaristen verurteilte, die Bemerkung hinzufügte, alle Völker und alle Regierungen seien solidarisch, wenn das nationale Interesse auf dem Spiele stehe.

Dieselben Ursachen bringen überall dieselben Wirkungen hervor. Entwickeln sich die Fermente der Zersetzung heute bei uns, so entwickeln sie sich morgen gewiß bei unseren Nebenbuhlern, und das würde einen allgemeinen Zerfall bedeuten. Man müßte dann nicht „Finis Galliae!" oder „Finis Germaniae!" schreien, sondern „Finis Europae!" und die Weißen müßten daran denken, der stärkeren und gesunderen gelben Rasse Platz zu machen.

Jawohl, alle Völker wie alle Regierungen sind solidarisch auf dem Felde des nationalen Lebens wie in der scheinbar heiteren und höheren Region der Wissenschaft,

der Philosophie und der schönen Künste. Raum ist zwischen ihnen nur für einen edleren, nicht einen blinden und mörderischen Wettkampf. Das Volk, das über den Untergang einer benachbarten Nation spotten und frohlocken würde, weil sie eine Nebenbuhlerin sei, wäre ebenso töricht wie der Stadtbürger, der über den Ruin, die Krankheit oder den Tod seines Nachbars sich freuen würde, denn wer weiß, ob dieser ihm nicht zu Hilfe eilen würde, wenn eines Tages der Blitz bei ihm einschlüge. Neben Gründen zu Zwietracht und Krieg gibt es zwischen allen Völkern desselben Erdteils Elemente der Liebe und Einigkeit. Wir Völker des alten Europa gehören sämtlich zur weißen Rasse und erfreuen uns derselben weit vorgeschrittenen Zivilisation!

Es wird Ihnen nun aber nicht schwerfallen zu glauben, daß der Abgeordnete von Verdun Uebereifer gezeigt und sich vergeblich bemüht hat, die Nation zu erschrecken. In Frankreich wird glücklicherweise die verständige öffentliche Meinung mit den Uebertreibungen seiner Katone ebenso leicht fertig wie mit dem lächerlichen Ehrgeiz seiner Talmi-Cäsaren. Von Humberts pessimistischen Behauptungen, die in der Kammer der Deputierten scharf geprüft wurden, hat sich keine — oder nur sehr wenige — als begründet erwiesen. A. Nestimy, ehemaliger Berichterstatter des Marinebudgets und gegenwärtig Berichterstatter des Kriegsbudgets, und der General Picquart haben in ausführlichen, mit zahlreichen Belegen und Beweisen gespickten Auseinandersetzungen, sowie die Herren Etienne und Berteaux in kurzen Zwischenreden die Behauptungen des Deputierten von Verdun Stück für Stück widerlegt und volle Klarheit geschaffen. Die Kammer konnte sich endgültig überzeugen, daß die von Herrn Charles Humbert gerügten Mängel keineswegs die Regel ausmachten, sondern nur Ausnahmen bildeten. Es finden sich allerdings Unvollkommenheiten in einer so gewaltigen und komplizierten Ausrüstung wie die der Armee eines großen Landes, — zumal man bedenken muß, daß das Kriegswesen in beständiger Weiterentwicklung begriffen ist, aber das sind Unvollkommenheiten, die allem Menschlichen anhaften, und denen abzuhelfen man bei uns eifrig beflissen ist. Die Redner der Regierung und der Minister selber zitierten zum Beweise ihrer Behauptungen ähnliche Schwächen der deutschen Heeresorganisation. Man verwies auf das „vollständige Fiasko der deutschen Feldartillerie, deren Material 1896 bis 1899 in Dienst gestellt wurde, aber vier Jahre später endlosen Umarbeitungen und Verbesserungen unterzogen werden mußte und sich noch heute nicht mit dem unsrigen messen kann, ja nicht einmal in sich selber die richtige Uebereinstimmung aufweist." Dies waren des Ministers eigene Worte. Sie bezweckten nicht eine Herabsetzung des deutschen Kriegsmaterials, sondern sollten bloß darauf hinweisen, daß Ueberstürzung und Ungeschicklichkeit überall die nützlichste Tätigkeit hemmen und den lobenswertesten Eifer in falsche Bahnen lenken kann. Was aber unser Festungsnetz betrifft, so muß es wie das Ihrige beständig abgeändert werden, da ja auch die Zerstörungswerkzeuge sich beständig vervollkommnen. Abgesehen davon, daß man ein ganzes Befestigungssystem nicht im Handumdrehen von Grund aus umwandeln kann! Es ist also nicht verwunderlich, daß man an manchen Einzelheiten dies oder jenes auszusetzen findet, aber ist das nicht auch bei Ihnen der Fall?

Ein Abgeordneter, getrieben von seinem glühenden Patriotismus, erklärte, indem er sich auf einen Kriegsschriftsteller berief, die französische Armee sei der deutschen durch-

aus gewachsen, brauche sich überhaupt vor keinem Gegner zu fürchten und werde dies durch die Tat zu beweisen jederzeit imstande sein.

Solche — immer gewagten — Vergleiche möchte ich nun nicht gern anstellen, aber das darf ich wohl versichern, daß unsere Armee ihrer Aufgabe gewachsen ist, und freue mich, des Weltfriedens wegen, daß dem so ist.

Thierry-Cazes,
Mitglied der französischen Deputiertenkammer.

Alexander L. Kielland.

Von Georg Brandes.

II*)

Im Dezember 1871 legte Kielland ein einfaches juristisches Examen ab, reiste nach Stavanger zurück, vermählte sich das Jahr darauf im Alter von nicht mehr als 23 Jahren, kaufte das Ziegelwerk Malde und betrieb sein Geschäft, das für ihn paßte: „viel Motive, wenig Arbeit und keine Fuchserei", d. h. keine Unredlichkeit.

Er litt in dieser Stellung unter einem Uebelstand, dem Druck seiner Umgebung. Was seine Ansichten betraf, stand er durchaus auf gespanntem Fuß. Die Kleinstadtaristokratie war hochkonservativ, und im Jahre 1872 hatten in Norwegen die hergebrachten Vorurteile noch nicht die geringste Erschütterung erfahren. Er war in einer Lage wie Ludwigsen in seinem spätern Schauspiel „Der Professor". Alles, was er hochhielt, war Verwandten wie Freunden ein Greuel, was er verabscheute, war ihnen Religion. Er fand bei niemandem Verständnis, außer bei seiner jungen Frau, konnte sich nur durch Geschmeidigkeit und Glätte durchwinden. Auch hatte er Vertreter des alten Glaubens unter den Nächststehenden. Sein älterer Bruder war Pastor, sein Großvater mütterlicherseits war einer der herrischen und despotischen Prälaten des Landes gewesen.

1878 wurde ihm der Druck so unleidlich, daß er gegen den Willen seines Vaters sich für einige Zeit durch eine fluchtartige Reise nach Paris davon befreite. Ein volles halbes Jahr hielt er sich dort auf und empfing, ohne auch nur einen Franzosen, eine Französin kennen gelernt zu haben, die nachhaltige Einwirkung großer Kultur, entwickelter Kunst, freier und weiter Verhältnisse. Auf der Reise reifte sein Talent, das erst jetzt Früchte zu zeitigen begann. Das kleine Schauspiel „Auf dem Heimwege", das unmittelbar vor der Rückreise in einer Zeitschrift erschien, verriet nicht nur weiteren Kreisen, sondern ihm selbst die Begabung, die er besaß. Und nun gärte es in ihm. Er mußte frei atmen.

Alexander Kiellands vornehmste Eigentümlichkeit liegt darin, sich auch nicht einen Augenblick als Poet gefühlt zu haben, der laut zu träumen hätte, sondern von Anbeginn als ein Kombattant, der sich in den Kampf hinauswagen müsse. In seinen Briefen aus dem Jahre 1879 äußern Kampflust und die Furcht vor Feigheit sich immer wieder wie ein Refrain.

„Energie und rücksichtsloser Mut, daran gebricht es mir; ich bin darin zu fein. Deshalb schieße ich auch Spatzen; aber ich bin mir dessen wohl bewußt . . ., schwerlich werde ich je einen großen, starken Kampf ausfechten; mir ist nur beschieden, halb aus dem Hinterhalt mit meinem Degen zu stochern . . . Im Grunde ist es schade,

*) Siehe „Morgen", Heft 24.

daß ich nicht mehr Mut habe; ich glaube aber doch, es wird besser gehen, sobald ich nur einmal in der Literatur festen Fuß gefaßt habe.

Und wieder und noch, nach jedem neuen Beweis von Tapferkeit, scherzhaft die Angst: „aufs neue eine Memme zu werden.“ — Wahrhaftig, es gehörte Mut dazu, in Norwegen den großen Krummen zu bekämpfen, der auf uns allen lastete und den man nie zu treffen vermochte.

Heutigentags, da man bis an den Hals mit Erklärungen überfüttert wird: Sache des Dichters sei Schilderung, nicht Kampf, er habe das Leben darzustellen, nicht Ideen zu erörtern — wird man in diesen Aeußerungen wahrscheinlich ein beredtes Zeugnis dafür erblicken, daß Kielland seinem innersten Wesen nach kein Dichter war. Mit Unrecht. Nicht eine Minute hat er anderes als Leben schildern wollen; was ihn jedoch zur Dichtung trieb, war die Empörung, von der ja schon das Altertum der Ansicht war, daß sie die Verse schaffe.

Das kleine drückende Gemeinwesen, von dem er umgeben war, vermochte er nicht zu missen, denn wie wenige fesselte ihn die norwegische Küstenstadt, besonders die großartige, wilde Natur ihrer Umgebung, der Jäder mit seinem Charakter der Hölle Dantes. Dieses kleine Gemeinwesen war indessen doch nur eine Miniatur des großen norwegischen, auf das zwei Mächte ihre Hand gelegt hatten: das orthodoxe Kirchentum und das Beamtentum. Die kirchliche Herrschaft führte zu starrköpfiger Beschränktheit und üppig blühender Heuchelei; die Beamtenherrschaft hatte die Kluft zwischen den Ständen zur Folge — zwischen Oberklasse und Bauer und Fischer, dieser Unterklasse, die den unterdrückten, nie zu ihrem Rechte kommenden Nationen glich. Sie beschwor überdies den ständigen politischen Streit der noch immer am Ruder befindlichen Rechten mit der unter Sverdrups Leitung sich langsam aber sicher emporringenden Linken herauf.

Wie tief Kielland die zwischen den Ständen herrschende Kluft und das Unrecht, das dem gemeinen Manne widerfährt, empfand, davon zeugen alle seine Bücher. Man erinnere sich an den Gegensatz zwischen dem Begräbnis des Konsuls und dem Mariannes in „Garman & Worse“, sowie an das ganze Buch „Arbeiter“ mit der fruchtlosen Klage des schlichten Fischers, die im Chaos des Gerichtsdepartements verschwindet und nie gelesen, geschweige denn einer Beachtung gewürdigt wird. Nicht minder beachte man die Energie, womit er die Vorurteile brandmarkt, die Madeleine verbieten, den Fischerburschen, den Warteper, zu heiraten, oder die den Dr. Bennecken von der Fischertochter Kristine absperren, wodurch sie dem Untergang in den Armen eines siechen, verworfenen Greises preisgegeben wird.

Ohne politisch Partei zu nehmen, griff Kielland als Schriftsteller der norwegischen Linken mächtig unter die Arme und half ihr auf, indem er ihr die Unterstützung der Intelligenz zuführte und durch seinen Witz und sein geistiges Uebergewicht sie ins Recht setzte. Die alte Beamtenpartei hatte in Norwegen wie in Dänemark die Intelligenz in Stich gelassen und sie den Vertretern des lutherischen Muckertums ausgeliefert. Von ihr war nichts zu hoffen.

Sollte sie gestürzt werden, so konnte es nur durch die politische Macht, die sich Linke nannte, das Bauernvolk, geschehen. Allerdings war auch von diesem in bezug auf Aufklärung nicht sonderlich viel zu erwarten — die Bauern waren um nichts

weniger bigott als die Städter —, doch teils hatte die Linke notgedrungen Geistesfreiheit auf ihre Fahne schreiben müssen, teils hieß es, dem hervorragendsten politischen Talente Norwegens wäre es gelungen, die alte, ewig nur sparende Bauernlinke in eine Linke im europäischen Sinne zu verwandeln.

John Sverdrup hatte stets die Haltung eines Freidenkers eingenommen. Er war zum mindesten kein Grundtvigianer, ebensowenig ein Anhänger Kierkegaards. Ihm war, wie er zu sagen pflegte, Kierkegaard „ein hysterisches Mannsbild". Mit ihm schien demnach echter moderner Freisinn zur Macht zu gelangen. Noch wurde er mit Spott und Haß als der kleine schwarze Bauernfänger verfolgt; aber alles, was es in Norwegen und Dänemark an Intelligenz gab, arbeitete für ihn und trieb ihn vorwärts. Wohl kam er um das Jahr 1880 als ein geschlagener Mann, krank und erschöpft, nach Berlin. Ich sah ihn da längere Zeit fast täglich und fürchtete für sein Leben, an das sich so große Hoffnungen knüpften. 1884 geschah dann auf einmal das Unerhörte. Er stand als norwegischer Konseilspräsident da. König Oscar hatte sich an den schärfsten Gegner des Unionskönigtums gewendet.

Da zeigte es sich, daß es auch innerhalb der Linken mit dem Freisinn auf religiösem Gebiet nicht sonderlich bestellt war. Schon bei dem Feste, das im Sommer 1884 Johann Sverdrup zu Ehren in Skodsborg abgehalten wurde, bekam man davon einen Vorgeschmack. Es war zu der Zeit, wo eben C. Berg mit Hörup und den übrigen Männern vom „Morgenblatte" gebrochen hatte, „weil er nicht mit Freidenkern zusammen arbeiten könne". Sverdrup, der, wiewohl ein alter Bekannter von Högsbro, mit allen seinen Sympathien der radikalsten Seite angehörte, hätte hier durch sein Auftreten, auch ohne Parteinahme, die radikale Sache zu stärken vermocht. — „Laß uns wenigstens nicht im Stiche!" hatte man ihm gesagt, und das gelobte er voll Wärme. Darauf folgte die in Skodsborg gehaltene fromme Rede: wie Gott ihn von Stufe zu Stufe geführt habe, und wie er ohne Gottes Fügung nie ein Politiker geworden wäre — als ob er, oder wer immer unter Voraussetzung einer Vorsehung, ohne deren Willen irgend etwas werden könnte. Und dazu die Wendung: „Sollten starke Geister dies eine Schwäche von meiner Seite nennen, so muß ich eben den Schlagschatten, der damit auf mein Leben fällt, ertragen."

In seinem Ministerium wurde, besonders durch seinen Vetter Jakob Sverdrup, die Kirchlichkeit eine Macht, und unter der Herrschaft der Gemäßigten, denen Kielland in seinem „Johannisfest" den witzigen Spitznamen „die Kaninchen" gab, äußerte diese Macht 1886 ihre schmählichste Wirkung: die norwegische Linke lehnte den Antrag auf Verleihung eines Dichtergehalts an den mit steten ökonomischen Schwierigkeiten kämpfenden Kielland auf den Appell hin ab, den der nachmalige Staatsrat Liliendahl an die Bauernschaft Norwegens richtete: „Auf, Bauern, auf, heute wie einst! Doch ich füge auch noch hinzu: Hüte dich, Bauer, hüte dich auf deinem Wege vor der falschen Geistesrichtung! Sie ist nicht zu deinem Heil! Hüte dich davor, um des Landes, um deiner selbst und deiner Kinder willen! Die Annahme des Antrags hieße diese Richtung in einem ihrer wichtigsten Vorkämpfer ehren und anerkennen."

Die Mehrzahl der norwegischen Bauern stützte die Hochkirche. Zu ihr gesellte sich aber auch noch, was man die Männer der niedern Kirche nennen könnte, das

Reich Lars Oftedals, jenes Reich, dem Kielland im „Johannisfeste“ den Krieg erklärt hatte. Ich erinnere mich deutlich eines Tages, an dem ich mit Kielland an Stavanger vorbeisegelte und wir drinnen am Lande schwarze Punkte sahen, schwarze Volksmassen, weithin auf dem Grase gelagert. Kielland erklärte mir, daß diese Menge herbeigeströmt sei, um einen Geistlichen zu hören, einen in ihren Augen heiligen Mann, der im Laufe der Jahre einen noch nicht dagewesenen Einfluß gewonnen habe, predige und bete, baue und verwalte, Versammlungshäuser errichte, Bethäuser, Erholungsheime, Kapellen, Magdalenenheime, Kinderhorte, Spitäler, Blindeninstitute. „Um sich hatte er eine Schar Männer versammelt, die ihm unbedingt ergeben waren und mit ihm arbeiteten. Meistenteils Leute, die verschiedenes hinter sich hatten — an einer versoffenen Jugend, etwelchen Bankrotts oder dergl. laborierten, die aber als seine Mitarbeiter eine leise, fettigfahle Wohlbeleibtheit ansetzten, als ob sie im Dunkel hausten und gut tafelten.“

In der Erzählung besitzt Oftedal noch größere Macht über die Frauen als über die Männer, gebraucht sie aber einzig zur Befriedigung seiner Machtgier. Er freut sich der Askese, die er der jungen, blühenden Konstanze Blomgreen aufzwingt. Er berührt sie niemals selbst. Wie weit blieb Kielland hinter der Wirklichkeit zurück! Wie ritterlich war er nicht in seinem Angriffe! Keine einzige Anspielung auf das Leben, das Oftedal in Wirklichkeit führte. Schwach ist daher der Schluß seines Romans, verglichen mit dem Zusammenbruch im Leben Oftedals, da er — nach der Entdeckung, doch bevor sie veröffentlicht wurde — ebenso klug als frech, vor den Altar trat, seiner Gemeinde zu ihrer höheren Erbauung das von ihm geführte schrecklich fleischliche und ruchlose Leben bekannte und stehenden Fußes Vergebung von ihr erlangte! Das ereignete sich 1891, vier Jahre nach dem Erscheinen des Romanes.

In der Zwischenzeit hatte auch Knut Hamsun Oftedal angegriffen. Doch Kiellands Angriff war der erste und entscheidende. Er unternahm ihn als Wortführer der Kultur.

Und was er schrieb, das traf und schmerzte. In jedem neuen Buch richtete er einen wohlgezielten Schlag gegen einen verächtlichen Zustand, gegen Beamtenhochmut und Beamtenträgheit in „Arbeiter“; gegen kirchlichen Hochmut, die aufgeblasene theologische Nichtigkeit in „Schnee“; in „Jakob“ gegen die Gefahr, die von der rohen Kulturfeindlichkeit des geizigen Bauers als eines Emporkömmlings drohte.

Wollen Dänen die Stärke seiner Angriffe an der eigenen Haut erfahren, so mögen sie nur an die Bagatelle von ein Paar Bogen in Duodezformat denken, die Kopenhagen traf und den Titel „Treu“ trägt. Sie wurde in der Kopenhagener Presse in affektiert überlegenem Ton behandelt. Man war ja so gewohnt von den Fremden, die zu Besuch in die dänische Hauptstadt kamen, schale Schmeicheleien zu vernehmen und sie mit Bravour in den Blättern abzudrucken. Was Wunder, daß man diese kaltblütige, aber scharfe Satire über dänische Hundevergötterung und Hofvergötterung mit Hohn verwarf. Den possierlichen Scherz, daß alle auftretenden Personen, ohne Ausnahme, Hansen heißen, wies man als wohlfeil zurück, und niemand erwähnte die Morgenstimmung auf dem Amalienborgplatze: „In einem Fenster des Palastes lag ein galonierter Bedienter und bohrte sich in der frühen Morgenstunde in der Nase.“ Und doch machte dieser ohne alle Ehrerbietung aufgefaßte rote Lakai eine so gute Figur in der Landschaft.

Ein ärgerlicher Fehler ist es nur, daß Kielland hier mit dem edlen dänischen Hunde die häßliche gelbe Dogge verwechselt. Sie ist es, von der es heißen sollte: „Dieses starke, breitbrüstige Tier mit den schweren Tatzen, dem schwarzen Schlund und den fürchterlichen Zähnen, das aber so gutmütig, unschädlich und liebenswürdig ist — erinnert es nicht an die berühmte, unverwüstliche dänische Loyalität, die jeder Ungerechtigkeit oder Mißhandlung nie anders als mit wedelndem Schweife, den Bauch auf der Erde, und mit leckender Zunge begegnete?“

Welcher Däne hat je ein Wort gegen die Wachthunde gesagt? Keiner außer dem Kandidaten Viggo Hansen in Kiellands Erzählung, der bemerkt: „Nichts ist ungereimter, als daß ein armer Mensch, der in seiner Kohlennot seinen Sack von einem Kohlenberge füllen kommt, von wilden Tieren zerrissen werden soll. Zwischen einem so geringen Vergehen und einer so furchtbaren Strafe ist durchaus kein vernünftiges Verhältnis.

Als hierauf der Kohlenhändler ihn heftig anfährt, was denn der Kandidat unter einem vernünftigen Verhältnis zwischen Verbrechen und Strafe verstehe, erhält er zur Antwort: „Wenn ich z. B. von einem Großhändler, der 2—300 000 Tonnen Kohlen besitzt, hören würde, daß er einem armen Teufel verwehrt habe, seinen Sack mit Kohlen zu füllen, wofür dann dieser selbe Großhändler zur Strafe von wilden Tieren zerrissen worden sei — ja sehen Sie, da wäre das etwas, was ich leicht verstünde; denn zwischen einer so großen Herzlosigkeit und einer so grausamen Strafe wäre doch ein vernünftiges Verhältnis.“ Selbstverständlich wird der Kandidat vor die Tür gesetzt, und Kiellands „Treu“ erging es in Dänemark wie ihm.

Sonst aber wurde Kielland von der jüngern Generation in Dänemark vortrefflich aufgenommen. Er paßte als Streiter in die Situation und erwies den Dänen die Ehre, sich ihren Schriftstellern verwandter als den norwegischen zu fühlen, wiewohl die ungewöhnliche Freundschaft, die Björnson ihm früh und dauernd schenkte, in Kielland fast Sohnesliebe für ihn erweckte. In Dänemark stand er von seinem ersten Auftreten an Edvard Brandes sehr nahe — sie bearbeiteten gemeinschaftlich „Garman & Worse“ für die Bühne — desgleichen wurde er J. P. Jacobsen ein liebevoller und verständiger Freund. In Kiellands Haus wurde Jacobsen wie ein Familienmitglied aufgenommen und führte dort den äußerst passenden Spitznamen: die Exzellenz. Es war ein schönes Bild, ihn, auf Kiellands Sofa hingestreckt, den Kindern Märchen erzählen zu sehen.

Zum Kampf gegen das Uebermenschentum.

Von Dr. S. Saenger.

Nun ist es, seit im Mannheimer Rosengarten sich auch die deutschen Rechtsanwälte gegen das Uebermenschentum in seiner juristischen Gestalt, den Ueberrichter, erklärt haben, vollends um das Uebermenschentum geschehen!

Du arme Schöpfung eines überhitzten Philosophengehirnes, dessen Ideal cäsarische Gewaltmenschen, dessen Zuchtmittel zur Aufbesserung der Rasse die Eisenstangen des Tierbändigers sind: du bist, samt deinen zahmeren Vorahnungen von Heraklit bis auf Hobbes herab, nun auf ewig der Verachtung der gerecht und sozial-ethisch empfindenden Menschheit preisgegeben, unter dem demütigenden Gelächter unserer stärksten Dialektiker

als kulturwidrig entlarvt und als Ausgeburt bösen Willens und unhistorischer Denkweise vor den Augen aller Welt zerfasert . . .

Der Vorgang ist tiefernst, darf durch Satire nicht entheiligt werden. In der Menschheit lebt, seit unausdenklichen Zeiten, der Glaube an die kulturschöpferische Mission des Genies; des Finders, Erfinders, Pfadfinders. Ein falscher Glaube? Erst der Halbgott, der, zum Staunen des dumpfen und stumpfen Menschengewimmels, den Vollgöttern die Geheimnisse, die technischen Mittel der Schöpfung raubt und mit dem prometheischen Funken die Halbmacht seiner irdischen Wohnstatt erleuchtet. So fängt er das Chaos zu gestalten an und zwingt die träge Masse, wider die eigene Lust und die niederziehende Macht tierischer Gewöhnung, die königlichen Wege trassieren zu helfen, die allmählich, unter martervollen Strapazen, in das Reich der Gesittung und der Freiheit führen. Rasch ist die Periode der Augiasstallreiniger, der Heroen und Halbgötter vorüber: die der Könige und weisen Gesetzgeber hebt an. Eine edle Schar erleuchteter Seher und Dichter und Denker wandelt aufklärend, das harte, aber unerläßliche Geschäft rücksichtsloser Zuchtmeister verklärend, an ihrer Seite. Schon quaken im Entenpfuhl die Frösche, in den Niederungen im männermordenden Froschmäusekrieg befangen, während über der Erde, unter den Augen ewig leuchtender Sterne, die Giganten von Berge zu Berge schreiten, in Gruppen keuchend eng verschlungener Streiter. Ach, der Weg aus dem Dunkel ins Licht ist weit: und an den Mänteln der Fackelträger hängen, mit der Wucht bleierner Gewichte, der kurzsichtige Mißverstand, die ängstliche Sorge um das augenblickliche Wohl, die Gleichheitssucht willensschwacher Eintagsfliegen. Aber sie rasten und verzagen nicht, die heldischen Zukunftsgestalter, weil sie nicht dem Glück, dem Jagdobjekt der Schwachen und Bequemen, sondern ihrem Schicksal von Aufgabe nachstreben und erst mit dem letzten Atemzug ihrer Arbeitsmission entsagen.

*

Diese dem natürlichen Empfinden auch heute noch geläufige Abstufung menschlicher Werte versucht eine im übelsten Sinne demokratische Gegenströmung ins Wanken zu bringen. Sie geht an der geschichts- und kulturphilosophischen Orientierung der besten Köpfe, der schärfsten Denker, der edelsten und großmütigsten Menschenfreunde achtlos vorüber und verschweigt, daß Politiker von radikaler Gesinnung, wie John Stuart Mill, den Satz verkündet haben, daß die großen Einäugigen das Salz der Erde bildeten, und das Leben der Gesellschaft ohne die schöpferische Leistung des Genius einem großen stagnierenden Sumpfe gleichen würde. Da es gilt, einen kostbaren Erkenntnisbesitz gegen unbedachte Angriffe zu verteidigen, stelle ich zunächst die Ueberzeugungen einiger führenden Geister zusammen, ehe ich eine wahrhaft demokratische, moderne Interpretation versuche: es wird sich zeigen, daß sie nichts als die entwickelnden und deutenden Kommentatoren eines dumpfen Menschheitsgefühles sind.

Von Wilhelm von Humboldt ist bekannt, daß er die schaffenden geschichtlichen Kräfte im Singulären, Individuellen sieht, nicht in der identischen Wiederholung derselben Zustände, Vorgänge und Handlungen; das Neue, den Fortschritt Bedingende, läßt sich daher nicht berechnen, höchstens ahnend vorhersehen, weil die ursächlichen

Antriebe zu ihm, die der Historiker aufzählend und aneinanderreihend zu beschreiben versucht, sich ins Dunkel des Unterbewußten, Unbewußten, Physiologischen und Kosmischen verlieren. Im Bereich des reinen Naturgeschehens haben wir es aufgegeben, in das Wesen des Werdens und Erzeugens einzudringen; die Gleichförmigkeit des Naturverlaufes genügt aber für die Zwecke der Naturbeherrschung. Wo aber der beseelte Wille zu den wirkenden Ursachen gehört, wie im Gesellschaftsleben, ist die Ungleichartigkeit der Vorgänge das Wesentliche, das, woran eigentlich dem Menschen liegt, das, was er als das Wertvolle an ihnen betrachtet. Dieses Wesentliche und Wertvolle an den menschlichen Handlungen, die den Geschichtsverlauf bestimmen, ist der ideelle Zusatz zu dem Gleichartigen: aus ihm resultieren die Ideen in der Geschichte.

Diese Ideen nun, die vorwärts und aufwärts treiben, sind stets an hervorragende Individuen geknüpft: Kant, Schiller, Goethe, Fichte, Schopenhauer, Hegel, Schelling, Novalis und das ungezählte Heer der von ihnen Befruchteten sind gleicher Meinung. „Es gibt in dem Entwicklungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine unerwartete Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäußerung setzen muß." Diese Kraft zeigt sich in der besonderen Rassenleistung und, innerhalb (wie außerhalb) ihrer, in der hervorragenden Einzelleistung: im Genie. Steinthal beschreibt Humboldts Gedankenbewegung so: die geistige Zeugung geht vom Genie aus; ohne Anerkennung geistiger Zeugung keine Geschichte; Genie ist ein Individuum, dem sich eine Idee anvertraut hat; die Idee ist die erzeugende Kraft. Nach Humboldts eigenen Worten geben die großen Individuen „durch die Kraft ihrer Eigentümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung"; „in allen Zeiten sind, ohne die wenigen in die Augen fallenden Beispiele zu erwähnen, wo einzelne in Kunst, Wissenschaft und menschlicher Weisheit ihrem Volke eine andere Richtung gaben, Reformatoren aufgestanden, die plötzliche Umwandlungen der Religion, Verfassung und Sitte bewirkten".

Das scheint so selbstverständlich, so sehr im Einklang mit der alltäglichen Erfahrung und der alltäglichen Uebung bei der spontanen gegenseitigen Abschätzung, die aus Feigheit oder Schwäche nur nicht immer laut zu werden braucht, bei der allseitigen Anbetung von Göttern oder Götzen: daß nur der Erklärung bedarf, wie es möglich war, die Genie-Feindlichkeit, den Haß gegen die Großen in der Geschichte in solchem Umfange zu einer ansteckenden Krankheit zu machen. Sollten die zu unserem Rationalismus so schlecht passenden heroischen Benennungen („Held", „Uebermensch") verstimmt haben? Ein geistreicher französischer Soziologe, Gabriel Tarde, betrachtet als Grundgesetz der Kulturentwicklung die Nachahmung der Taten, Handlungen und Verhaltungsweisen der geborenen Herdenführer, deren Denken, Fühlen, Wollen und Gestalten die Gattungsvernunft stärker repräsentiert und mit unvergleichlich größerer Instinktsicherheit das der Gattung Nützliche vorhersieht, bekennt und beherzigt als der Durchschnitt. Sie sind die repräsentativen Männer, deren Wesensart und soziale Bedeutung Emerson so geistreich analysierte; die Helden Carlyles, denen wir zwar keine

Kultstätten mehr weihen, keine Altäre mehr bauen, aber nach denen der Mensch ein unaustilgbares Verlangen im Herzen trägt. Ein Verlangen, das sich in Zukunft sicher noch steigern wird, je mehr nämlich die absolute Unproduktivität der durchschnittlichen Beamtenleistung erkannt werden wird.

Die Verdunkelung des Sachverhaltes kommt auch daher, daß die naturwissenschaftliche Methode die Grenze nicht respektiert, die ihrem Erklärenkönnen gesetzt ist; ferner daher, daß bei fortschreitender Rationalisierung eine Halbkultur leichter und eher erreicht wird als wirkliche Bildung, der es Bedürfnis ist, dort zu verehren, wo sie aufhört, zu begreifen; die es vorzieht, sich durch Anerkennung bahnbrechender ideeller Leistungen oder genialer Willenskonzentration zu erhöhen, als durch den Versuch, die Impotenz mit der Eminenz gleichzustellen, die Distanz zwischen Genie und Kretin zu verkleinern. Auch mögen zur Irreführung der Masse die falschen Erklärungen beigetragen haben, die über das Wesen der dem Genie zukommenden Originalität verbreitet sind. Es schafft nicht aus dem Nichts, gleich als ob es aus dem luftleeren Raum in den lufterfüllten Impulse geben könnte; nicht in jedem Betracht gleicht es Nietzsches aus sich selbst rollendem Rade. Das Materiale ihrer Leistung, den Stoff, entnimmt es der natürlichen und sozialen Umwelt, die von einer Ueberfülle zukunftreicher Keime geschwängert ist. Aus dieser Umwelt voller Anstöße und Anregungen empfängt es seine Offenbarungen, die also in materieller Hinsicht nicht originell sein können. An diese seine sozialpsychische Gebundenheit erinnerte darum Goethe das Genie, indem er es vor dem Wahne des Uebermenschentums warnt:

Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist Du von andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Ich müßte aber Dutzende seiner Sprüche und Aussprüche anführen, um zu beweisen: daß Goethe sich keine Gesellschaftsordnung vernünftig dachte, in der die Menschen nicht nach dem sozialen Werte ihrer Leistungen Schätzung und Verwendung fänden; daß sich seinem Geschmacke (der kein rein wissenschaftlicher war) Kulturgeschichte in die Geschichte genialer Leistungen und Männer auflöste, und endlich, daß er die Originalitätssucht und den Dünkel für Schwächen hielt, die bedeutende Menschen zuweilen mit den Gernegroßen des Durchschnitts teilten . . .

Auch über diesen Punkt verdanken wir Wilhelm von Humboldt die kostbarste Aufklärung. „Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden war. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch so viel offenbar, daß in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff zu beherrschen." Damit ist schon gesagt, daß Massenbewegung, eine triebartige Richtung des Gesamtbewußtseins, der öffentlichen Meinung auf neue Ziele (Ideen) und neue Mittel der Lageveränderung so gut vorhanden sein

muß wie die Genialität großer Individuen, diesen aber die Aufgabe zufällt, die Ideen zu realisieren, ihnen weniger Gehalt als vielmehr Gestalt zu geben. Ihre Leistung ist formaler Natur.

Das macht ihre Leistung nicht weniger entbehrlich; mindert um keinen Deut den Grund, sie zu verehren; lehrt aber freilich verstehen, warum die große singuläre Leistung, die schöpferische Synthese des genialen Menschen soziale Wirkung haben muß. Er ist sozialphysisch, so gut wie jeder andere Mensch der Gruppe, der er zugerechnet wird, von den Kollektivkräften abhängig, über deren Tendenzen er bei steigender Bewußtheit Klarheit gewinnt. Diese Gruppenseele nährt ihn; ihre Triebe treiben, ihre Bedürfnisse quälen ihn. Er findet auf jedem Gebiet menschlicher Betätigung, in der Kunst wie im praktischen Leben, Spuren, die zur nächstmöglichen Entwickelungsstufe führen. Sein Instinkt antizipiert sie und verscheucht die Wolken, die den gangbaren Weg in die Zukunft verschleiern. Daher ist ein wissenschaftlicher Begriff, eine philosophische oder politische Idee, ein künstlerisches Symbol, eine Neuordnung von Mitteln zu sozialen Zwecken lebenskräftig nur insofern sie der Entwickelungsrichtung der Gruppenseele parallel laufen. Es liegt in der Natur der genialen Leistung, daß sie Antizipation der zukünftigen sozialpsychischen Notwendigkeiten ist, und es ist eine selbstverständliche Folge ihrer kausalen Bedingtheit, daß sie nicht minder eine soziale Wurzel als eine soziale, überindividuelle Bedeutung hat.

Aber weil die Masse blind ist gegen die Regungen eines der Form nach individuell auftretenden Willens, der überindividuellen Zwecken untertan ist, eines Egoismus, der sich im Dienste von Gemeinschaftsaufgaben auslebt: sieht sie erst hinterher, daß der brutal gescholtene Egoismus der großen Männer am letzten Ende der Erhöhung ihres Wohlbefindens, der Steigerung ihres Lebensinhaltes gegolten hat.

Man hat gut spotten über Carlyles Heroenkultus; nur eine Bedientennatur wird in diesem mannhaften Schotten ihresgleichen wittern. Kein Mensch haßte so sehr den Schein von Größe, den Humbug der Tagesgötzen und das Talmikönigtum, keiner erkannte so klar die sozialpsychische Gebundenheit der genialen Leistung (seine Beurteilung Napoleons beweist es) und machte ihre soziale Wirkung zu ihrem Kriterium. Es ist nun vielleicht Temperamentssache, ob man in dem Träger, dem sichtbaren Ausgangspunkt genialer Leistungen mit Carlyle einen Helden, mit Fichte einen Heiligen (religiosus), meinetwegen auch mit dem Nietzsche der vorletzten Epoche einen Uebermenschen sieht, d. h. einen „höherwertigeren Typus", der zu einer stärkeren Spezies Mensch, zu einer Art Ueberart („Aufwärts geht unser Weg von der Art zur Ueberart") zuerst den Weg ebnet; oder ob man ihn nüchterner, bescheidener und mit größerem Respekt vor den schöpferischen Zutaten des nachahmenden Durchschnitts einen repräsentativen Geist nennt: die Tatsache seiner auszeichnenden Anerkennung bleibt bestehen. Und eine Demokratie, die ihrem Wesen nach auf eine ihrem Sozialwert entsprechende Verwendung aller Talente angelegt ist, der großen und seltenen Begabung aber aus Neid, Mißgunst und Unverstand die zu ihrem Gedeihen nötige Ermunterung und Auszeichnung versagte, weil jede solche Begabung Herrenrechte verlangt, um Herrenpflichten erfüllen zu können: eine solche Demokratie würde sich und ihre Zukunft aufgeben.

Frisches Lakritzenwasser.*)

Ich hatte gehört, wie mein Onkel Ollivier gestorben war. Ich wußte: er war sanft und friedlich verschieden in dem großen Schlafzimmer, dessen Läden man vor der glühenden Julisonne geschlossen hatte. Grade, als er starb, erklang in dem lastenden Schweigen des heißen Sommernachmittags auf dem Hofe ein silbernes Schellchen, und eine helle Stimme drang durch die drückende Schwüle: „Frisches Lakritzenwasser! Erfrischung, meine Damen! Lakritzenwasser! Wer kauft Lakritzenwasser?“ Mein Onkel hatte eine Bewegung gemacht; der Hauch eines Lächelns kräuselte seine Lippe, eine letzte Heiterkeit glänzte in seinem Auge, das in Bälde für immer erlöschen sollte.

Ich wohnte der Testamentseröffnung bei. Mein Vetter Jacques erbte natürlich das Vermögen seines Vaters; dem meinen waren einige Möbel vermacht. Die letzte Bestimmung betraf mich. „Meinem Neffen Pierre hinterlasse ich ein Manuskript von wenigen Blättern, das man in der linken Schublade meines Schreibtisches finden wird; ferner 500 Franken zum Ankauf einer Jagdflinte und 100 Franken mit der Bitte, sie dem ersten Lakritzenwasserhändler, dem er begegnet, in meinem Namen zu schenken.“

Alles war starr. Das Manuskript, das mir zugestellt wurde, erklärte dieses merkwürdige Vermächtnis.

Ich gebe es wörtlich hier wieder.

„Der Mensch hat stets im Joche des Aberglaubens gelebt. Einst glaubte man, ein Stern ginge zur selben Stunde auf, wo ein Kind geboren wurde, folgte den Wechselfällen seines Lebens und zeigte durch sein Aufleuchten die Glücksfälle, durch seine Verdunklung das Unglück an. Man glaubt an den Einfluß der Kometen, der Schaltjahre und Freitage, der Zahl Dreizehn. Man meinte, manche Menschen können hexen, haben den bösen Blick. Man sagt: „Wenn ich ihm begegne, hab' ich Unglück!“ Das alles ist wahr. Ich glaube daran. — Deutlicher gesprochen: ich glaube nicht an den geheimen Einfluß der Dinge oder Menschen, wohl aber an den wohlgeordneten Zufall. Es steht fest, daß der Zufall wichtige Ereignisse herbeigeführt hat, während die Kometen unsern Himmel besuchten, daß sie in Schaltjahren stattfanden, daß gewisse vielbeachtete Unglücke auf Freitage fielen oder mit der Zahl Dreizehn zusammentrafen, daß die Begegnung mit gewissen Personen mit der Wiederkehr gewisser Tatsachen verknüpft war usw. Hier entspringt der Aberglaube. Er entsteht aus einer unzureichenden und oberflächlichen Beobachtung, die die Ursache in dem Zusammentreffen erblickt und nicht darüber hinaussieht.

Mein Stern, mein Komet, mein Freitag, meine Dreizehn, mein Hexenmeister ist sicherlich ein Lakritzenwasserhändler.

Am Tage, da ich geboren ward, schrie, so erzählte man mir, ein solcher den ganzen Tag lang unter unserm Fenster.

Mit acht Jahren ging ich mit meinem Kindermädchen in den Champs Elysées spazieren und wir kreuzten gerade die große Avenue, als einer dieser Verkäufer plötzlich seine Klingel hinter uns erklingen ließ. Das Kindermädchen blickte einem Regiment nach, das in der Ferne vorbeimarschierte; ich drehte mich um, den Wasserverkäufer zu sehen. Ein Wagen mit zwei Pferden kam leuchtend und rasch wie ein Blitz auf uns zu. Der Kutscher rief uns an. Das Mädchen hörte ihn nicht, ich ebensowenig. Ich fühlte mich emporge-

*) Siehe „Morgen“, Heft 23.

rissen, rollte am Boden, ward gequetscht ... und ich lag, ich weiß nicht wie, in den Armen des Wasserverkäufers, der, um mich wieder zum Leben zu bringen, meinen Mund unter einen der Wasserhähne hielt, ihn aufdrehte und mich vollspritzte. ... Dadurch kam ich wieder ganz zu mir.

Dem Kindermädchen war die Nase eingedrückt. Und wenn sie auch ferner den Soldaten nachblickte, so blickten die Soldaten sie doch nicht mehr an.

Mit sechzehn Jahren kaufte ich mir die erste Flinte. Am Tage vor der Eröffnung der Jagd ging ich zum Postbureau. An meinem Arm schritt meine alte Mutter, die ihrer Gicht wegen nur langsam vorwärts kam. Plötzlich hörte ich hinter mir rufen: „Lakritzenwasser! Frisches Lakritzenwasser!" Die Stimme kam näher, folgte uns, verfolgte uns. Mir war, als riefe sie *mir* zu, als wäre es eine persönliche Verunglimpfung. Ich glaube, die Leute blickten mich lachend an, und der Mann rief immerfort: „Frisches Lakritzenwasser!" Als hohnlachte er über meine glänzende Flinte, meine neue Jagdtasche, mein nagelneues kastanienbraunes Jagdkostüm. Noch im Wagen hörte ich ihn rufen.

Am nächsten Tage schoß ich kein Stück Wild, nur einen herumlaufenden Hund, den ich für einen Hasen hielt, ein junges Huhn, das ich für ein Rebhuhn nahm. Ein kleiner Vogel setzte sich auf eine Hecke; ich schoß, er flog davon; doch ein furchtbares Brüllen ließ mich stillstehen wie angenagelt. Es währte bis in die Nacht. — Mein Vater mußte die Kuh eines armen Pächters bezahlen.

Als ich fünfundzwanzig Jahre zählte, sah ich eines Morgens einen alten Wasserhändler, ganz runzlig, tief gebückt und auf seinen Stock gestützt. Er schleppte sich kaum fort, wie unter der Last seines Wasserbehälters zusammenbrechend. Er erschien mir wie eine Art Gott, wie der Patriarch und Ahnherr, das Oberhaupt aller Wasserverkäufer auf Erden. Ich trank ein Glas Lakritzenwasser und gab ihm ein Frankstück. Eine tiefe Stimme, anscheinend mehr aus dem Blechkasten als aus dem Manne, der es trug, kommend, sprach: „Das wird Ihnen Glück bringen, mein lieber Herr."

An jenem Tage lernte ich meine Frau kennen, die mich stets glücklich machte.

Schließlich brachte mich ein Wasserhändler um die Präfektenstelle.

Eine Revolution war gekommen. Mich ergriff der Drang nach einer öffentlichen Stellung. Ich war reich, angesehen, ich kannte einen Minister. Ich bat um eine Audienz und gab den Zweck meines Besuchs an. Sie wurde mir in der verbindlichsten Weise gewährt.

Am bestimmten Tage — es war im Sommer und furchtbar heiß — legte ich helle Beinkleider, helle Handschuhe und weiße Tuchstiefel mit Messingknöpfen an. Die Straßen waren glühend. Der Asphalt der Bürgersteige schmolz, man sank darin ein; und die Wassertonnen verwandelten die Fahrstraßen in Moräste. Hier und dort schoben die Straßenreiniger diesen heißen und sozusagen künstlichen Schlamm zu Haufen zusammen und taten ihn in die Kanäle. Ich ging rasch, nur an meine Audienz denkend, als mir eine dieser Schlammwellen entgegenkam. Ich nahm einen Anlauf, eins ... zwei ... Ein gellender, furchtbarer Schrei zerriß mir die Ohren: „Lakritzenwasser! Wer kauft Lakritzenwasser?" Ich machte eine ungeschickte Bewegung wie Leute, die erschrecken; ich glitt aus ... O Jammer und Graus ... Ich saß im Dreck ... Mein Paletot war dunkel, mein Hemd mit Schmutzflecken gesprenkelt, mein Hut schwamm neben mir. Die furchtbare, heiser

geſchrieene Stimme brüllte immer noch: „Lakritzenwaſſer!“ Und vor mir ſtanden zwanzig Leute, ſchüttelten ſich vor Lachen und blickten mich mit furchtbaren Grimaſſen an.

Ich lief, was ich konnte, nach Hauſe, zog mich um. Die Stunde der Audienz war verpaßt.“

Das Manuſkript ſchloß mit den Worten:

„Freunde Dich mit den Waſſerverkäufern an, Peterchen. Was mich betrifft, ſo werde ich getroſt von hinnen ſcheiden, hör' ich einen von ihnen im Sterbeſtündlein ſein Waſſer ausrufen.“

Am nächſten Tage begegnete ich auf den Champs Elyſées einem alten, ſehr alten Waſſerverkäufer, der ſehr ärmlich ausſah. Ich gab ihm die 100 Franken meines Onkels. Er zitterte vor Verblüffung, dann ſagte er zu mir: „Schönen Dank, junger Herr. Das wird Ihnen Glück bringen.“

Guy de Valmont.
(Guy de Maupaſſant.)

La Moſaïque 1876.

Claude Debuſſys Pelleas und Meliſande.

Von Romain Rolland.

Am 30. April 1902 wurde im Theater der Opéra-comique in Paris Claude Debuſſys Pelleas und Meliſande zum erſtenmal aufgeführt. Es wurde in Frankreich mit toſendem, fanatiſchem Beifall aufgenommen, der aber in den deutſchen Muſikkreiſen kein Echo erweckte. Das deutſche Publikum nahm offenbar an, es handle ſich um einen jener von der Mode diktierten, in Paris ſo häufigen Erfolge, die ſchnell verpuffen und keine Spuren hinterlaſſen. Aber der Erfolg, den Pelleas und Meliſande davontrug, iſt ſeit fünf Jahren beſtändig gewachſen, auch die es anfangs am abfälligſten beurteilten, ſind ſchließlich in Frankreich der Schar der Bewunderer beigetreten. Dieſe Tatſache will anerkannt ſein und heiſcht eine Erklärung. Ich will alſo hier verſuchen nachzuweiſen, daß in der Tat die Aufführung von Pelleas und Meliſande, — ob man das Werk nun lobe oder tadle, — an Wichtigkeit der Erſtaufführung von Lullys Cadmus und Hermione, Rameaus Hippolyt und Aricia, Glucks Iphigenie in Aulis nicht nachſteht, kurz, daß dieſes Tondrama einen Wendepunkt in der Geſchichte der franzöſiſchen Muſik bezeichnet. Und dieſe Behauptung, darf ich verſichern, entſtammt einer objektiv hiſtoriſchen Betrachtung der Tatſachen, nicht etwa perſönlichen Empfindungen, auf die es hier nicht ankommt.

*

Die Urſachen, denen Pelleas und Meliſande ſeinen Erfolg verdankt, ſind recht mannigfaltiger Art und von recht verſchiedenem Gewicht. Wir haben ſolche, die auf der Oberfläche liegen, namentlich die Mode, die hier, wie ja überall in der Kunſt, ihren Einfluß, aber nur einen geringfügigen, geltend gemacht hat. Dann ſolche, die größeren Tiefen entſtammen, den Tiefen des franzöſiſchen Denkens und Fühlens. Ferner moraliſche, allgemein äſthetiſche und ſchließlich rein muſikaliſche.

Unter den moraliſchen Urſachen verſtehe ich diejenigen, die nicht auf eine ſpezifiſch franzöſiſche, ſondern allgemein europäiſche Geiſtesrichtung Bezug haben. Ich meine,

die Art zu denken und zu empfinden, die in Maeterlincks Dichtung und in Debuſſys Muſikdrama ihren Ausdruck gefunden hat. Die Atmoſpäre, in der ſich Maeterlincks Pelleas und Meliſande bewegt, iſt die einer ſchwermütigen Entſagung des Willens zum Leben, der ſich den Geboten des Fatums unterordnet: Der Gang der Ereigniſſe läßt ſich durch nichts ändern. Trotz aller Illuſionen des menſchlichen Hochmuts, der ſich für den eigentlichen Herrn hält, regeln unbekannte und unwiderſtehliche Mächte in allen Einzelheiten, vom Anfang bis zum Ende, die Tragikomödie des Lebens. Keiner iſt verantwortlich, wenn er will, wenn er liebt; höchſtens weiß man, was man will, was man liebt: Man lebt, man ſtirbt, ohne zu wiſſen warum? Die ganzen fünf Akte hindurch, die ſich in einem fortwährenden Dämmerlicht, in Wäldern, Höhlen, einem Sterbezimmer, abſpielen, glaubt man kleine Vögelchen ſich unſichtbarer Fallſtricke matt erwehren zu ſehen. Dieſe melancholiſche Weltanſchauung einer intelligenten und daſeinsmüden Elitemenſchheit hat Debuſſy in ſeiner Muſik wunderbar wiedergegeben und mit einer eignen Sinnlichkeit gepaart, die berauſcht und ſo ihren verführeriſchen Reiz erhöht. Jede Muſik hat eine berauſchende Kraft: Dieſe reißt die Seele mit ſich fort, um ſie in eine Art wollüſtiges Nirwana, einen ſchmachtenden Fatalismus, einen lieblichen Peſſimismus, eine weiche Melancholie zu verſenken. Welchen moraliſchen Wert ich aber einer ſolchen Anſchauung beimeſſe, liegt, wie ſchon geſagt, nicht in meiner Abſicht; ich begnüge mich hier, ſie zu konſtatieren.

Die auf dem Kunſtempfinden beruhenden Urſachen erklären ſich leicht aus der Eigenart der franzöſiſchen Raſſe. Debuſſys Pelleas und Meliſande bedeutet eine berechtigte, unumgängliche Reaktion, ja ſogar eine Notwehr des franzöſiſchen Nationalgenius gegen eine fremde Kunſt, gegen Richard Wagner und vorzüglich gegen ſeine ungeſchickten und plumpen franzöſiſchen Nachahmer.

Sagt das Wagnerſche Muſikdrama der deutſchen Geiſtesart vollkommen und vollſtändig zu? Dieſe Frage zu beantworten, muß ich den kompetenteſten Vertretern der deutſchen Kunſt überlaſſen, aber das kann ich beſtimmt verſichern, daß es in keiner Hinſicht dem franzöſiſchen Empfinden genügt: Es entſpricht nicht unſerer Auffaſſung von dem Weſen der Kunſt, des Theaters, der Muſik. Es hat ſich mit dem Recht des Stärkeren uns aufgedrängt, aber den Widerſpruch, der nun einmal zwiſchen ihm und dem franzöſiſchen Kunſtempfinden beſteht, vermag es nicht aufzuheben.

Ueber die Geſchmacksunterſchiede brauche ich mich hier nicht zu verbreiten. Das Wagnerſche Ideal iſt ein Ideal der Kraftfülle. Der Wagnerſche Ueberſchwang der Gefühle und Gedanken, ſeine myſtiſche Sinnlichkeit ergießt ſich in einem Feuerſtrom, der alles vor ſich herfegt, vernichtet, keiner Schranke achtet. Er gehorcht nicht den herkömmlichen Regeln und ſcheut nicht den Vorwurf der Geſchmackloſigkeit, — was ich nur billigen kann! — Aber man wird begreifen, daß es ein anderes Ideal geben kann, eine Kunſt, die mehr auf richtiges Maß und richtigen Ausdruck als auf Fülle und Kraft ſieht. Dieſe Kunſt — ich meine die franzöſiſche Muſik — mußte ſich um ſo entſchiedener gegen den Mißbrauch der zügelloſen Kraft auflehnen, als ſie es ſeit zwanzig Jahren mit weit mehr Karikaturen als echten Erzeugniſſen der Wagnerſchen Muſe zu tun gehabt hatte. Darf ſich das Genie alle Rechte herausnehmen, darf es die Regeln des guten Geſchmacks, die Moral, die öffentliche Meinung mit Füßen treten, ſo machen ſich die Nichtgenies,

wenn sie ebenso auftreten wollen, nur lächerlich und verhaßt. Es gibt zu viel Affen Wagners in Frankreich, nur wenige französische Komponisten haben sich in den letzten zwanzig Jahren seinem Einflusse zu entziehen gewußt. Daher die Auflehnung zugunsten der weisen Beschränkung, der Natürlichkeit, des guten Geschmacks gegen alle Uebertreibungen und Ausartungen der — wahren oder falschen — Leidenschaft. Das Manifest nun dieser Empörung ist Debussys Pelleas und Melisande. Es bezeichnet eine entschiedene, unnachgiebige Reaktion gegen allen Schwulst, gegen alles Uebermaß, gegen jeden Ausdruck, der über den Gedanken hinausgeht. Dieser Widerwille gegen übertriebene Empfindungen und Worte geht sogar so weit, daß man sich scheut, den Mund von dem, wes das Herz voll ist, überfließen zu lassen: Die leidenschaftlichsten Gefühle werden in Debussys Drama nur halblaut geäußert. Mit wie leisem Erzittern bringt die Melodie die Liebe zum Ausdruck, die im Herzen des unglücklichen Paares emporkeimt! Wie schlicht klingt Melisandes „O, warum geht Ihr?" zu Ende des ersten Akts oder das ruhige „Ich liebe dich auch!" der vorletzten Szene. Und man vergleiche die wilden Klagen der sterbenden Isolde mit dem Tode Melisandes, die ohne Geschrei, ohne Wortgepränge zu sterben versteht. — Als wollte ferner der Komponist von Pelleas und Melisande seinen Antagonismus gegen Wagner noch deutlicher betonen, schreibt er jetzt einen „Tristan und Isolde" nach dem altfranzösischen Epos, dessen kürzlich von Bédier herausgegebener herrlicher Urtext mit seiner maßvollen und erhabenen Ruhe einen merkwürdigen Kontrast zu der Wagnerschen Oper bildet.

Als Schauspiel widerspricht Pelleas und Melisande dem Wagnerschen Kunstideal nicht weniger scharf. Der große, beinah übergroße Umfang der Wagnerschen Musikdramen, ihr fester Aufbau, die Willensspannung, die sie vom Anfang bis zum Ende trägt, ihr Ideeninhalt, der sich oft auf Kosten der Handlung zu breit macht und sogar den Schwung der Leidenschaft hemmt, widerstrebt entschieden den französischen Anschauungen, die klare, logische und engumgrenzte Handlungen bevorzugen. Die kurzen, gut abgerundeten Szenen in Pelleas und Melisande, die immer einen neuen Fortschritt der Handlung deutlich markieren, unterscheiden sich in ihrem Baue sehr wesentlich von denen der Wagnerschen Dramen. Besonders auffällig tritt aber die Verschiedenheit hervor in der Darstellung der Beziehungen, die in der Oper zwischen der Poesie und der Musik obwalten sollen. Bei Wagner ist die Musik der Kern, der Brennpunkt, das Anziehungszentrum; sie verschlingt alles andere, sie herrscht unumschränkt. Diese Auffassung wird kein echter Franzose — und überhaupt kein Romane — je gelten lassen. Er verlangt von der Oper, daß die bei ihrem Aufbau beteiligten Künste sich das Gleichgewicht halten sollen; muß aber doch einmal dem einen der beiden Teile ein Uebergewicht gestattet werden, so sei es immer die Poesie, die klarer zu dem Verstande spricht. Dies war Glucks Ideal: Seine Musik sollte seine Poesie in derselben Weise vervollständigen wie die Lebhaftigkeit der Farbe und die harmonische Uebereinstimmung zwischen Licht und Schatten eine richtige und gut durchdachte Zeichnung ergänzt, sollte die Gestalten beleben und doch ihre Umrisse nicht verwischen. Dank dieser Auffassung und ihrer Verwirklichung hat sich Gluck eine Beliebtheit, ein Ansehen bei dem französischen Publikum erkämpft, das noch keineswegs im Schwinden begriffen ist, ja, das seit einigen Jahren gestiegen zu sein scheint: Seine Musik ist zwar zum Teil veraltet,

aber seine Auffassung von dem Wesen des musikalischen Dramas hat noch heute mit dem französischen Kunstgefühl mehr Verwandtschaft als die Wagnerschen Theorien. Und auch Debussy hat nur deshalb so Hervorragendes geleistet, weil er zu dem alten Ideal, zu der künstlerischen Einfachheit und Selbstbeschränkung zurückgekehrt ist, die das Genie des Musikers in den Dienst der Poesie stellt: Er hat nicht versucht, Maeterlincks Text zu überbieten, ihn in die Fluten seiner Musik unterzutauchen; er hat sich ihm angepaßt, so daß jetzt kein Franzose mehr an Maeterlincks Tragödie denken kann, ohne daß ihm alsbald Debussys Musik im Ohr erklingt.

Diese Vorzüge, die noch außerhalb des eigentlichen Gebietes der Musik liegen, erklären an sich schon zur Genüge den Erfolg der Debussyschen Oper. Aber wir verdanken diesem genialen Tondichter noch einen anderen Fortschritt, dessen Wert wir noch höher einschätzen müssen, eine Reform der französischen Theatermusik selber. Und zwar bezieht sie sich auf mehrere Gebiete dieser Kunst.

Erstens auf das Rezitativ. Wir hatten bisher in Frankreich kein Rezitativ, das sich in der sprachlichen Ausdrucksweise der Wirklichkeit einigermaßen angepaßt hätte. Lully und Rameau hatten sich die geschraubte und schwülstige Sprache der damaligen Tragödie, nicht den Umgangston zum Vorbild genommen. Die französische Oper der letzten zwanzig Jahre geriet aber auf einen noch gefährlicheren Abweg, der sie immer weiter von der nationalen, natürlichen Sprechweise entfernte: Sie ahmte Wagners sprunghafte, wuchtig akzentuierte Sprache nach. Nichts aber läuft dem französischen Geschmack so zuwider wie ein solcher Stil, und es war für die ästhetisch Gebildeten eine Qual, wenn sie einen solchen Wortschwall über sich ergehen lassen mußten. Außerdem bahnte sich auch, dank den Bemühungen Antoines, Gémiers, Guitrys usw. eine Reform an, die der Natur und Wirklichkeit nahe zu kommen bezweckte, so daß nun die steife, pomphafte Sprache der alten französischen Opern um so unangenehmer auffiel und noch altertümlicher klang. Eine Reform des Rezitativs konnte also nicht ausbleiben. Schon Jean Jacques Rousseau hatte sie ja vorausgesehen und die Richtung angedeutet, in der sie durch Debussy vollzogen wurde. „Wie soll man es je begreifen können," schreibt er in seinem Briefe über die französische Musik, „daß die französische Sprache, deren Tonfall ein so glatter, einfacher, gleichmäßiger, so wenig gesangartiger ist, gut wiedergegeben sei durch die lärmenden und schrillen Töne des französischen Opernrezitativs? Daß irgend eine Aehnlichkeit bestehe zwischen dem sanften Stimmfall unserer gesprochenen Rede und den langgezogenen und geschwellten Tönen oder vielmehr jenen ewigen Aufschreien, aus denen dieser Teil unserer Musik zusammengesetzt ist? . . . Es leuchtet von selbst ein, daß nur ein solches Rezitativ mit dem Wesen der französischen Sprache übereinstimmen kann, das fast in jeder Hinsicht dem jetzt gebräuchlichen entgegengesetzt ist, daß es sich zwischen kleinen Intervallen bewegen muß und die Stimme weder stark erhöhen noch tief senken darf: wenige gehaltene Töne, keine heftigen Steigerungen, geschweige denn Aufschreie, keine großen Ungleichheiten in der Dauer oder dem Wert der Noten noch in ihrer Tonhöhe." Eben diese Definition paßt auch auf Debussys Rezitativ.

Das symphonische Gewebe in Pelleas und Melisande unterscheidet sich in ähnlicher Weise von dem der Wagnerschen Opern. Bei Wagner hat man einen einheitlich entwickelten Organismus, ein System miteinander verflochtener Tonsätze, einer Eiche ver-

gleichbar, die nach allen Richtungen ihre ſtarken Aeſte und Zweige ausſtreckt. Oder man kann auch an ein Gemälde denken, das zwar kein einzelnes Ganzes vorſtellt, das aber doch dieſen Eindruck machen möchte und trotz zahlreicher Uebermalungen ein unauflösliches, beinah unteilbares Amalgam bildet. Debuſſy dagegen verfährt impreſſioniſtiſch, entwirft einzelne muſikaliſche Tableaux, die je einen beſonderen Eindruck hervorrufen — nach Art Claude Monets — und innerhalb jedes Bildes trägt er nebeneinander glanzvolle, feine Striche auf, eine Kunſt, die mehr an Muſorgski erinnert als an Wagner — trotz einiger Reminiſzenzen aus dem Parſifal, die nebenſächlich ſind und mit dem Weſen des Werkes in keinem inneren Zuſammenhange ſtehen. So findet man einerſeits in Pelleas und Meliſande keine vom Anfang bis zum Ende konſequent durchgeführte Leitmotive, keine Themen, die Perſonen und vollſtändige Charaktere veranſchaulichen ſollen, ſondern Tonſätze, die vorübergehende, fortwährend abwechſelnde Gefühle ausdrücken. — Andererſeits iſt die Debuſſyſche Harmonie nicht wie bei Wagner und bei faſt allen Tondichtern der deutſchen Schule eine den Geſetzen des Kontrapunkts unterworfene, einheitliche, ſondern vielmehr, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine vor allem harmoniſche Harmonie, d. h. eine ſolche, die ihr Prinzip und ihren Endzweck in ſich ſelber trägt. Sie iſt, da ſie nur den Eindruck des Augenblicks wiederzugeben ſtrebt, von dem, was nachfolgen ſoll, unabhängig. Jeder Akkord wird nur wegen ſeiner Tonfarbe und Klangfülle gewählt, und die Wahrheit des Ausdrucks gilt hier erſt als zweites Gebot; das erſte befiehlt, nach dem Schönen zu trachten, zu entzücken. Demgemäß bringt alſo die Debuſſyſche Kunſt die äſthetiſche Veranlagung der franzöſiſchen Raſſe zum Ausdruck, denn dieſe will das Vergnügen kunſtgemäß genießen und duldet ungern das Häßliche, ſelbſt wenn es ſich auf die Geſetze des Dramas und der Wahrheit beruft. Dieſes Prinzip Debuſſys erinnert alſo an einen Ausſpruch, den Mozart in bezug auf ſeine „Entführung aus dem Serail“ tat: „Die Muſik muß auch in der ſchaudervollſten Lage das Ohr niemals beleidigen, ſondern doch dabei vergnügen, folglich allzeit Muſik bleiben. (26. Sept. 1781)“ Die Debuſſyſche Muſe ſchwelgt alſo vorzugsweiſe in den Wonnen des Wohllauts; ſie liebt die Harmonie an ſich und um ihrer ſelbſt willen; jeder Akkord, hat man ſagen dürfen, iſt ihm eine Konſonanz, inſofern er an ſich wohlklingt, ohne einen anderen nach ſich ziehen zu müſſen.

Was dieſe Harmonien ſelber betrifft, ſo wäre es abgeſchmackt, mit manchen Bewunderern Debuſſys zu behaupten, ſie ſeien durchaus neu, aber jedenfalls hat er ſie in charakteriſtiſcher Weiſe verwendet. Ihre Originalität beſteht hauptſächlich in dem häufigen Gebrauch der Septimen und Nonen, ohne Auflöſung, in Verkettungen von Nonen und großen Terzen, in harmoniſchen Entwicklungen, denen eine Tonleiter von ganzen Tönen zugrunde liegt. Und wenn auch dieſe eigenartigen Prinzipien ſich ſeit Chopin und Liſzt in den Werken verſchiedener Meiſter angedeutet finden, ſo iſt es darum nicht minder wahr, daß ſie bei Debuſſy eine beſondere Wichtigkeit erlangt haben, und daß Pelleas und Meliſande, das „Reich der Nonen“, wie es jemand genannt hat, ſich in einer Harmonieſphäre bewegen, die der keines anderen, früheren Muſikdramas ähnelt. — Endlich iſt das Orcheſter maßvoll, fein, durchſichtig, jedem Tongewirr abhold, frei von ſchwerfälligen Miſchungen der Klänge, lichtvoll verteilt, auf das nötigſte beſchränkt und auf zarte, duftige, vibrierende Effekte berechnet.

Hier haben wir also mehr Gründe als wir brauchen, um den Erfolg von Pelleas und Melisande und seine hervorragende Bedeutung für die Geschichte der Bühnenmusik zu erklären. Nun behaupte ich aber nicht, daß der Komponist sich seiner Rolle als Reformator so klar bewußt gewesen ist, wie ich es hier auseinandergesetzt habe. Im Gegenteil, die Neuerung war eine spontane, und gerade darin besteht ihr Wert; weil sie einem unbewußten, tief innerlichen Bedürfnis entsprach, hat die Oper Pelleas und Melisande historische Bedeutung. Man kann sogar sagen, daß ihre geschichtliche Bedeutung ihren Wert als Kunstwerk noch übertrifft. Der Verfasser, der als Künstler seine Fehler hat, — für seinen größten Fehler halte ich es, daß ihm verschiedene Fehler fehlen, daß er namentlich dem Ueberschwang und der Maßlosigkeit der Leidenschaft keinen Ausdruck geliehen hat, ein Fehler der Kraftnaturen, der zum Wesen des Genies gehört und der mir u. a. an Richard Strauß so gefällt, — der Verfasser von Pelleas und Melisande, ein hoch kultivierter, feinfühliger Sinnenmensch, ein vielseitiges Genie, ein Dichter, der an die zugleich preziöse und naive Plejade des 16. Jahrhunderts erinnert, besitzt unter anderen Vorzügen eine Eigenschaft, die man in diesem hohen Grade bei keinem anderen großen Musiker findet — abgesehen vielleicht von Mozart: Er hat „Geschmack". Geht doch sein Taktgefühl so weit, daß er ihm die anderen, die wilden und regellosen Elemente seiner Kunst zum Opfer bringt. Doch lasse man sich dadurch nicht irreführen, denn diese geflissentliche Armut ist mehr eine scheinbare als wirkliche: In dem Debussyschen Werke herrscht eine versteckte, beständig gedämpfte Leidenschaft. Nur durch eine leichte Aufwallung der Melodie, ein schwaches Erbeben des Orchesters wird man aufmerksam gemacht auf das Drama, das sich in den Herzen abspielt. Diese aristokratische Scheu, starke Gemütsbewegungen zu markieren, lassen Pelleas und Melisande als etwas in der Musikwelt so Seltenes erscheinen, wie es in der Poesie die Tragödie Racines ist: Diese beiden Werke gehören derselben Gattung an, gehören zu den feinsten Blüten des französischen Geistes. Alle, die im Auslande in die Erkenntnis des französischen Genius eindringen möchten, werden gut daran tun Pelleas und Melisande zu studieren, wie sie Racines Berenice studieren würden.

Nicht als ob das Debussysche Tonwerk die ganze französische Geistesart wiederspiegele! Nein, es zeigt uns nur die eine Seite des französischen Genius. Es fehlt die andere: die heroische Tatenlust, das stolze Selbstbewußtsein der Vernunft, der Frohsinn, der Drang nach dem Licht, es fehlt das Frankreich Rabelais', Molières, Diderots und in der Musik — sagen wir — Berlioz und Bizets. Aber Gott verhüte, daß ich das andere verleugne! Ist es doch das Gleichgewicht dieser beiden Kräfte, das die Eigenart Frankreichs ausmacht. In der französischen Musik unserer Gegenwart schwebt Pelleas und Melisande an dem einen, Carmen an dem anderen Pol; dieses ganz nach außen gekehrt, voller Licht und Leben, ohne verborgene Tiefen; jenes durchaus innerlich, voll zarter Scheu, in melancholisches Schweigen gehüllt. Was das durch zarte Nebelschleier gedämpfte Sonnenlicht für die Isle-de-France ist, das ist dieses Doppelideal für Frankreichs Genius.

Der deutsche Künstlerbund und die deutsche Kunstausstellung in Paris 1908.

Von Hans Rosenhagen.

Vor wenigen Wochen ging eine Notiz durch die Zeitungen, daß im Frühjahr nächsten Jahres in Paris eine deutsche Kunstausstellung stattfinden würde, mit deren Leitung der erfolgreiche Veranstalter der Mannheimer Ausstellung, Ludwig Dill, vom Komitee beauftragt wäre. Kurze Zeit darauf erfuhr man auf dem gleichen Wege, daß Graf Leopold von Kalckreuth das früher niedergelegte Präsidium des Deutschen Künstlerbundes wieder übernommen habe. Zwischen den beiden Nachrichten besteht ein ursächlicher Zusammenhang. Die Pariser Veranstaltung nötigt den Künstlerbund zu einer Aktion, wenn er die Notwendigkeit seines Daseins nicht in Frage stellen will, und um jene in Szene zu setzen, hat er sich der repräsentativen Persönlichkeit seines ersten Vorsitzenden aufs neue versichert.

Daß niemand daran gedacht hat, wegen der Pariser Ausstellung mit dem Künstlerbunde zu verhandeln, ist überaus bezeichnend für die Rolle, die er so wenige Jahre nach seiner Begründung im deutschen Kunstleben spielt; zugleich aber auch ein Beweis dafür, daß der Vorstand des Bundes sich bis jetzt die Mühe geschenkt, sein angebliches Programm durchzuführen. Man wird sich erinnern, daß der Deutsche Künstlerbund begründet wurde, nachdem sich herausgestellt, daß die deutsche Regierung bei der Beschickung der Weltausstellung in St. Louis mit deutschen Kunstwerken die Sezessionen nahezu ausgeschaltet hatte. Diese blieben der Weltausstellung fern und schlossen sich mit der ausgesprochenen Absicht zu einem „Deutschen Künstlerbunde" zusammen, die Zustände, die zu jener Ausschaltung geführt, mit allen Mitteln zu bekämpfen und ein gemeinsames Vorgehen für künftige deutsche Kunstausstellungen im Auslande in die Wege zu lenken. In der Praxis kamen die Beschlüsse der neuen Vereinigung in einer Interpellation im Reichstage wegen der St. Louis-Affäre zum Ausdruck und in der Veranstaltung einiger Ausstellungen in München, Berlin und Weimar. Daneben erschien noch als höchst überflüssiges Produkt ihres Wirkens die Stiftung des Villa Romana-Preises für talentvolle Leistungen in den einzelnen Künstlerbund-Ausstellungen. Im übrigen vergnügte man sich damit, anderen Ausstellungsleitungen die Hölle heiß zu machen, wenn sie das ungeheure Verbrechen begangen hatten, zu irgendwelchen Zwecken Werke eines Künstlerbund-Mitgliedes in einer Kunstgenossenschafts-Ausstellung zu zeigen.

Mit soviel Enthusiasmus der Künstlerbund bei seiner Begründung begrüßt wurde — er stand von Anfang an auf schwachen Füßen. Völlig verfehlt war es, ihn unter das Protektorat eines Fürsten zu stellen, dem ein Interesse für Kunst erst gewaltsam suggeriert werden mußte. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat sich gegenüber den Huldigungen und Unternehmungen des Künstlerbundes wirklich nicht passiver verhalten können, als es der Fall gewesen ist. Der Wahn, daß die alte Musenstadt an der Ilm ein Hort für die moderne Kunst werden könnte, hat überraschend schnell geendet. Der junge Großherzog fühlte nicht einmal die Neigung, die repräsentativen Pflichten zu übernehmen, die man als geringste Leistung von ihm erwartet hatte. Die Pläne, die ihm der kunstbegeisterte und bewegliche Graf Keßler unterbreitete, um der Welt ein Dokument von der Kunstfreundlichkeit des Großherzogs vorweisen zu können, kamen nie aus dessen Kabinett zurück, so daß es zweifelhaft bleibt, ob sie über die Absichten oder das Vermögen des Protektors wider Willen gegangen sind. Mindestens ebenso verfehlt, wie diese Versuche, war das Bestreben des Künstlerbundes, Mitglieder um jeden Preis zu gewinnen. Wer sich nur zur Mitgliedschaft meldete, wurde aufgenommen. Die Qualität der künstlerischen Leistungen kam dabei anscheinend wenig in Betracht. Dieses Verhalten stand in einem seltsamen Widerspruch zu dem vom Grafen Keßler formulierten Programm des Künstlerbundes, in dem zwar die Erwartung ausgesprochen wurde, daß diesem neue, starke Kräfte beitreten würden, die den Sezessionen ferngeblieben wären; das aber gleichzeitig betont, daß der Deutsche Künstlerbund eine Macht „aus den verbundenen Kräften der echten und eigenartigen Künstler" schaffen wolle.

Was nun die praktische Tätigkeit des Bundes angeht, so sind die unter seinem Namen inszenierten Ausstellungen recht sehenswert ge-

wesen. Daß sie ausschließlich Werke deutscher Künstler enthielten, war an sich keine Neuerung; denn vorher hatte schon die Berliner Sezession einmal gezeigt, daß man eine ganz treffliche Ausstellung machen könne, ohne ausländische Kunstwerke heranzuziehen. Bei aller Anerkennung des vom Künstlerbund in seinen drei Ausstellungen Geleisteten aber kann man ruhig behaupten, daß jede der deutschen Sezessionen jederzeit imstande ist, Ausstellungen dieser Art dem deutschen Publikum zu bieten, daß der Künstlerbund also gar nicht nötig hatte, sich in dieser Richtung zu betätigen. Der eigentliche Grund, aus dem der Bund solche Ausstellungssorgen auf sich genommen, war wohl der, dem sonst außerhalb der Peripherie des Kunstinteresses liegenden Weimar die mit einer wichtigen deutschen Kunstausstellung verbundenen Vorteile zu verschaffen. Nachdem die weimarische Ausstellung ohne tiefere Wirkung auf die Zeitgenossen vorübergegangen ist, hat der Künstlerbund auf die Fortsetzung dieser Unternehmungen anscheinend verzichtet. Und in der Tat: er hätte wichtigere Aufgaben zu erfüllen gehabt. Da war, um nur ein Beispiel anzuführen, die diesjährige Ausstellung in Venedig.

In dem vom Grafen Keßler, wie man annehmen muß, im Auftrage und mit Zustimmung des Vorstandes abgefaßten und veröffentlichten Programm des Deutschen Künstlerbundes kann man folgendes lesen: „Eine andere Aufgabe, die durch St. Louis grell beleuchtet worden ist, haben die Sezessionen ohne ihr Schuld und weil sie einzeln zu schwach waren, nicht zu lösen vermocht: dem deutschen Talent auf fremden internationalen Ausstellungen seinen Platz zu sichern, — zuerst gegenüber der deutschen Mittelmäßigkeit und dadurch dann gegenüber der fremden Kraft. Der Künstlerbund wird dagegen diese Aufgabe bestimmt lösen. Denn die Macht ist auf seiner Seite. Gegen und ohne fast sämtliche namhaften deutschen Künstler wird eine deutsche Kunstausstellung im Auslande nicht zum zweiten Male unternommen werden." Nun, in Venedig hat sie eben doch stattgefunden. Der Künstlerbund kann darauf erwidern, daß es sich in Venedig nicht um eine selbständige Repräsentation der deutschen Kunst handelte, daß vielmehr von Venedig aus an einzelne Künstler die Aufforderung ergeht, die Ausstellung zu beschicken. Das stimmt; aber diese Aufforderung geschieht auf Vorschläge hin. Diese werden, soviel bekannt ist, von dem Maler Cairati gemacht, der sich wieder Rats bei seinen Münchner Freunden Zügel, Herterich und Dill erholt. Was wäre nun leichter für den Künstlerbund gewesen, als mit Hilfe dieser drei Künstler, die seine Mitglieder sind, oder auch direkt Fühlung mit der Ausstellungsleitung in Venedig zu suchen? Er denkt nicht einmal daran und läßt es ruhig geschehen, daß den internationalen Besuchern der venetianischen Ausstellung zwei Säle voll deutscher Kunst gezeigt werden, welche die ungünstigste Meinung von dieser erwecken müssen, weil sie derartig viel schwache und mittelmäßige Leistungen enthalten, daß die für Deutschland bestimmte erste Medaille von der Jury einem Künstler von ganz durchschnittlicher Begabung verliehen werden mußte.

Jetzt läßt sich der Künstlerbund noch von der für Paris geplanten Ausstellung überraschen. Wie bei St. Louis tritt er mit seinen Ansprüchen und Forderungen wieder erst in dem Augenblicke auf, wo sich wahrscheinlich nichts mehr erreichen lassen wird. Ein solches Ergebnis aber hätte ganz andere Folgen als damals. Paris ist viel wichtiger als St. Louis. Es muß dort gezeigt werden, daß Deutschland, das in den letzten Jahren ein so großer Markt für französische Kunstwerke geworden ist, selbst eine starke und eigenartige Kunst produziert und über eine große Zahl von höchst selbständigen Künstlern verfügt. Kommt diese Tatsache bei dieser Gelegenheit nicht voll und überzeugend zum Ausdruck, so ist auf lange Zeit hinaus keine Rede von Achtung der französischen Nation vor deutscher Kunst. Nun ist Ludwig Dill zweifellos der talentvollste Ausstellungsarrangeur, den Deutschland besitzt; aber er richtet sein Hauptaugenmerk vielleicht gar zu stark auf die verblüffende dekorative Wirkung im allgemeinen. Mannheim war ein Zeugnis dafür. Seine Art, Bilder zu hängen, Skulpturen zu stellen, Hintergründe zu schaffen, auf denen jede, auch eine minderwertige Leistung Effekt macht, hat sich vielleicht nie erfolgreicher erwiesen als dort. Ein solches Ziel aber für Paris zu erstreben, wäre durchaus falsch. Man würde Dills Dekorationsgeschmack an der Seine genau ebenso oder, weil er an dieser Stelle neuartig wirken muß, noch mehr bewundern als in Deutschland; man würde jedoch gerade deshalb um so kritischer die Kunst mustern, die soviel von dieser Aufmachung gewinnt. Der schöne Gesamteindruck einer von Dill arran-

gierten Ausstellung wird nicht einen einzigen Franzosen verführen, die Schwächen mancher von Dill bevorzugten Künstler zu übersehen. Die Auswahl der für Paris bestimmten deutschen Kunstwerke kann daher nicht vorsichtig genug erfolgen. Es wird sich vielleicht nicht vermeiden lassen, daß man die öffentlichen Kunstsammlungen um dieses oder jenes hervorragende Werk angeht. Böcklin, Leibl, Marées und Menzel dürften in dieser Ausstellung kaum fehlen. Den Franzosen ist eine gewisse Entwicklungsperiode der deutschen Kunst vollkommen entgangen. Es kann Deutschland nur zum Ruhm gereichen, wenn man sie, obgleich die Hauptakteure von der Bühne des Lebens abgetreten sind, in ihren wertvollsten Erzeugnissen vorführt.

Der Künstlerbund hat nichts Besseres gewußt, als für die Ausstellung in Paris hinterher den Antrag auf eigene Räume zu stellen. Wäre es nicht würdiger und praktischer, für diesen Fall einmal alle Sonderinteressen fallen zu lassen und den Franzosen auch ein in der Kunst einiges Deutschland zu zeigen? Die einzige Bedingung, die der Künstlerbund mit einigem Rechte für seine Mitwirkung stellen könnte, wäre, daß er in der Jury für die Ausstellung vertreten sein müsse. Nichts wäre törichter als den Unternehmern und Dill die Pistole auf die Brust zu setzen und damit zu drohen, daß der Künstlerbund seine Mitglieder verhindern würde, sich an der Veranstaltung zu beteiligen. Das könnte ihm nicht nur einen Teil seiner Mitglieder kosten, sondern möchte am Ende noch zu einem Bruch zwischen Nord und Süd führen. Damit wäre aber niemandem gedient, am wenigsten den süddeutschen Künstlern, die allen Grund haben, das kaufkräftige und mit Aufträgen so freigebige Norddeutschland nicht gegen sich einzunehmen. Und käme es wirklich zu solchem Bruche, so hätte der Künstlerbund überhaupt jede Existenzberechtigung verloren und könnte von der Bildfläche verschwinden. Zweckdienlich aber wäre es, wenn die Mitglieder des Künstlerbundes sich einmal darüber besprächen, wie sie ihren untätigen Vorstand in einen tätigen verwandeln könnten. Graf Kalckreuth hat sicherlich viel Arbeit von seiner Präsidentenwürde gehabt; aber was haben die anderen Herren geleistet? Mit der Repräsentation im Auslande hat man es, wie eben gezeigt, vollständig versehen. Die Einigkeit, das Solidaritätsgefühl der Mitglieder läßt alles zu wünschen übrig; denn die Fälle Venedig und Paris lassen erkennen, daß jeder bestrebt ist, für sich Sondervorteile zu suchen. Die in Aussicht genommene Galerie des Künstlerbundes ist ganz und gar vergessen worden.

Jedenfalls hat der Bund im Augenblicke nicht die geringste Veranlassung, sich aufs hohe Pferd zu setzen. Er hat alles Recht, den Beteiligten klarzumachen, daß es illoyal war, sich mit ihm wegen der Ausstellungen im Auslande nicht ins Einvernehmen zu setzen, ihm nicht den nötigen Einfluß auf deren Gestaltung einzuräumen. Den Vorwurf, einen erheblichen Mangel an Initiative während seines Wirkens bewiesen zu haben, kann und darf er jedoch nicht von sich abschütteln. Er hat ihn zweifellos verdient. Proteste und Erklärungen sind bei der gegenwärtigen Sachlage absolut zwecklos. Zu wünschen wäre allerdings eine wohlmeinende Verständigung zwischen den Veranstaltern der Pariser Ausstellung und dem Künstlerbund. Nicht allein in dessen Interesse, sondern in dem der deutschen Kunst, die unter all' den törichten Zänkereien der letzten Jahre wegen ähnlicher Machtfragen genug gelitten hat. Der Künstlerbund kann unmöglich Maßregeln gegen einen ganzen Kreis seiner Mitglieder ergreifen. Er hat weder für die Rechte der norddeutschen, noch für solche der süddeutschen Künstler einen besonderen Standpunkt zu vertreten. Er soll zugunsten der fortschreitenden deutschen Kunst wirken; nicht für eine Partei oder Gruppe, nicht für einzelne Persönlichkeiten. Aber erstrebenswert wäre, daß er die Macht im deutschen Kunstleben wirklich würde, die zu sein er jetzt nur vorgibt. Zu diesem Zwecke scheint eine Ergänzung des Vorstandes durch tatkräftige Elemente unerläßlich. Man wird niemals Persönlichkeiten, wie den Grafen Kalckreuth, Klinger, Stuck, Uhde und Liebermann darin missen mögen; aber ihnen müssen sich unbedingt noch einige Kräfte gesellen, die in der Lage sind, im Interesse des Bundes wirklich Arbeit zu leisten; Leute mit Ideen und Fühlung nach außen. Dieses Hinterherlaufen des Künstlerbundes bei den Unternehmungen anderer ist ebenso lächerlich wie unwürdig und dürfte unter keinen Umständen fortgesetzt werden. So bedauerlich es wäre, wenn die unter Dills Leitung stehende Pariser

Ausstellung nicht das leisten würde, was man von ihr erwartet — wer könnte den Künstlerbund hindern, nach einer gewissen Pause den Franzosen mit einer unter seiner Verantwortung stehenden Ausstellung zu zeigen, daß jene Veranstaltung ein dekoratives Prinzip, aber nicht die deutsche Kunst in ihrer wahren Gestalt vertreten habe? Das bleibt der einzige anständige Ausweg, wenn es dem Künstlerbund jetzt unmöglich gemacht werden sollte, für das Pariser Unternehmen in Tätigkeit zu treten.

Musik.

Kgl. Opernchor. Bußtags-Konzert. Man sollte heute eigentlich nachgerade auch im Konzertsaale die Hände von „Parsifal" lassen. Einer Propaganda bedarf das Werk nicht mehr. Bayreuth *hat* sein Publikum. (Geht nur hin: so sieht das „deutsche Volk" aus. Freilich hat es Wagner sich anders geträumt.) Aber es ist auch ein Irrtum in der Konzertaufführungsrechnung: wer nach den Kostproben einer solchen Darbietung nach dem Bühnenwerke verlangt, inbrünstig verlangt, dem bleibt der liebliche Hügel meist doch unerreichbar. Warten wir doch ruhig das Jahr 1913 ab! Da werden die „echten und wahren Kunstmäzene", die Unternehmer und Agenten, sich schön ins Fäustchen lachen . . . und dann? *Da* wird der Parsifal zu dem werden, was er sein soll, zum *Weihefestspiel*. Bayreuth für die Reichen, für das Ausland und den Kurfürstendamm, — wofern nicht die Millionen des Stipendienfonds *nicht* Chimäre bleiben. Würdige, billigere Vorführungen aber alsdann auch anderwärts! An würdigen Stätten! *Da* wird dann das Volk zu dem Werke vordringen und seinen Standpunkt zu ihm gewinnen können. Was aber soll der Parsifal heute noch im Konzertsaale? Wie dachte denn sein Schöpfer über Konzertaufführungen von Bühnenwerken? Und warum zieht die Familie Wagner jetzt, wo sie zu dem seinerzeit blutigen Herzens gemachten Kompromiß nicht mehr gezwungen ist, nicht die Aufführungserlaubnis einfach ganz zurück? Oder — wenn sie sie schon bruchstückweise zugesteht, warum dann nicht so, daß der Hörer sich wenigstens ein *klares* Bild von dem Werke machen kann: Bruchstücke in szenischer Darstellung? Wäre das *mehr* Kompromiß? Das wäre kaum logisch gedacht. Alle Achtung vor der Aufführung der zwei Drittel des letzten Aufzuges im Opernhause (unter Edmund von Strauß' gewandtem Stabe)! Aber einen Begriff von dem Ganzen konnten sie schwerlich vermitteln. Damit alles plastisch, im Klange glatt summiert und doch mit der nötigen Abhebung der menschlichen Stimme vom Tönen des Orchesters herauskomme, bedarf es nun einmal des mystischen Abgrundes und der Bühne. Welcher nicht Eingeweihte konnte sich beispielsweise wohl von der wahren Wirkung des Karfreitagszaubers oder der Verwandlungsmusik unter solchen Umständen und bei der klangaufsaugenden Akustik des Opernhauses eine einigermaßen zutreffende Vorstellung machen? Als Bußtagsfeier war das hier Dargebotene gewiß würdig, als Kunstwert eine Halbheit.

Anders der rein vokale Teil des Konzerts. Gegen ihn ließe sich ästhetisch (wenigstens zumeist) nichts einwenden. Es gibt ja mehr als diesen einen von Berufs wegen tätigen und besoldeten Chor, aber wohl kaum einen, der bei so angestrengter Tätigkeit, wie dieser *Opernchor* (!) sie fast täglich ausübt, eine so treffliche Einstudierung zuwege brächte, wie sie der sechzehnstimmigen Hymne von Richard Strauß hier zuteil wurde. Das absolut schöne, schwungvolle und interessante Werk soll vor vier Jahren in Basel noch schöner geklungen haben. Ich glaube aber, würde es der Opernchor in einer akustisch guten Kirche singen, es würde nicht weniger einschlagen. Man muß die Schwierigkeiten kennen, die dieser nichts weniger als landesübliche Chorsatz enthält, dann wird man dem Chore und Hugo Rüdel, seinem vortrefflichen Führer, für die rhythmische Straffheit, saubere Intonation, den Schwung, die Wärme des Vortrages und die technische Durcharbeitung des polyphonen Gewebes seine Anerkennung nicht versagen können. Ich glaube nicht, daß es der Domchor, die Regensburger oder die Sixtinischen Sänger besser herausbringen könnten.

Wie blaß nahm sich im Grunde Mozarts „Kyrie" dagegen aus! Ich kann mir nicht helfen, und nenne man mich einen Ketzer, aber der Anfang macht mir Qual. Es ist ein ewiges Hin und Her polyphoner Art, aus dem sich endlich in die lichteren Sphären Mozartischen Wesens versetzt zu sehen, eine wahre Befreiung bedeutet. Hier erhöhte auch die nicht immer reine Intonation der Soprane das Mißbehagen, dessen sich gewiß viele nicht erwehren konnten. Ein typisches Beispiel, wie der innere Lebensnerv eines Kunstwerkes auf die Ausführenden suggestiv wirkt. Denn das „Jacob! Dein verlorener Sohn" lebte darauf denn doch ganz anders in den Kehlen der Sängerschar auf . . . a . . . sn . . .

Prognosen.

Die Freude an dem neuen Börsengesetz, das, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, endlich erschienen sein wird, geht den Effektenhändlern unter der Mißgunst der Verhältnisse verloren. Wer kann es wagen, bei 7½ pCt. Bankdiskont unter dem Zeichen einer internationalen Wirtschaftskrisis die Kurse in die Höhe zu setzen? Selbst die Großbanken verhalten sich mäuschenstill. Die sonst so Geschäftigen sind in den Märkten kaum zu sehen, und keine Hand regt sich bisher, vor dem Jahresende höhere Bilanzkurse zu schaffen. Vielleicht (wahrscheinlich sogar) werden die Kurstreibereien beginnen, wenn noch ein paar Wochen verstrichen, die schlimmsten Anforderungen der Ernte an den Geldmarkt vorüber sind. Die viel zu stark angewachsenen Effektenbestände will man, solange die Zeit nicht drängt, die Bilanzen ein wenig zu verschönern, nicht noch vermehren. Und solange jeder Tag eine neue Insolvenz, jeder auch neue Symptome des Fortschritts der Krisis bringt, werden die Banken niemand finden, der ihnen die Werte zu höheren Kursen abnimmt. Drum wartet man sehnsüchtig, bis der Sturm (wenn auch für kurze Zeit nur) sich gelegt hat. Dann werden die Banken rasch eingreifen. Das Angebot der Effektenbesitzer hat nachgelassen. Es fehlen die Käufer wie die Verkäufer. Und die Börsenleute benutzen die Geschäftsstille, um sich gegenseitig ein paar Prozent Kursdifferenz aus den ohnehin schon stark geleerten Taschen zu locken.

Niemand vermag mit Sicherheit zu sagen, ob das jetzige Kursniveau den Tiefstand erreicht hat. Nur für Spekulanten ist's wichtig zu wissen, ob die Kurse noch 10 oder 20 pCt. zurückgehen. Doch unter dem Gesichtspunkt höherer volkswirtschaftlicher Beurteilung kann man behaupten, daß an der Börse das Schlimmste überwunden scheint. Seit dem Oktober 1905 sehen wir ein beständiges Sinken der Börsenkurse; der allmähliche Rückgang bildete das erste Symptom der nahenden Krisis. Das wird von den Krisentheoretikern allerorten gepredigt; schon Max Wirth, dessen Werk über die Geschichte der Handelskrisen noch heute lesenswert ist (obgleich er die Dinge allzusehr mit dem Auge des Manchestermannes sah) führt den Kursrückgang als letztes, aber nicht unwichtigstes Krisensymptom an. Warum aber sollte man nicht umgekehrt auch eine Stagnation der Börsenkurse dementsprechend werten können? Freilich kann man dann niemals erkennen, wann der neue Aufschwung einsetzt; ebensowenig wie man beim Eintritt des Börsenrückganges wissen kann, wann der Konjunkturrückschlag erkennbar wird. Im Jahre 1900 betrug die Zeitspanne zwischen den ersten Börsensymptomen und dem tatsächlichen Ausbruch der Krisis ein Jahr; diesmal fast zwei Jahre. Niemals wohl ist eine so lang währende Börsendepression vorangegangen wie jetzt; auch hierfür liegen besondere Gründe vor. Ich zähle hierzu in erster Reihe die Verdunkelung des politischen Horizontes im Jahre 1906, die infolge der Marokkoaffäre eintrat. Ein schriftstellernder Bankdirektor hatte damals die Impression, nur die Politik des Reichskanzlers habe Deutschlands Industrie um die Früchte der Hochkonjunktur betrogen. Ich bin wahrlich kein Verehrer des Fürsten Bülow, halte seine Marokkopolitik für eine der verfehltesten politischen Aktionen des letzten Jahrzehnts und bin dennoch der Meinung, daß durch die Trübung, die unser Verhältnis zu Frankreich erfuhr, der Ausbruch einer Ueberspekulation in Deutschland vermieden wurde, wie wir sie zuletzt im Jahre 1899 erlebt haben. Frankreich hatte während dieser Zeit einen großen Teil seiner Guthaben aus Deutschland zurückgezogen; das verschärfte die Spannung am Geldmarkt und hielt Börse wie Industrie von Ausschweifungen zurück. Darf man sich heute hieran nicht erinnern, wo die ärgsten Befürchtungen aufzutreten beginnen? Freilich war es in erster Reihe die Großindustrie, waren es die Aktiengesellschaften, die (weil die Börse sich nicht bereit zeigte, neue Aktien aufzunehmen) in der Betriebserweiterung, d. h. in der Vermehrung der Produktion sich Beschränkungen auferlegten. Darum vermögen wir jetzt zu konstatieren, daß trotz der schon anderthalb Jahre währenden Verteuerung der Geldverhältnisse nicht eine einzige Aktiengesellschaft zum Konkurs, eine erst (die westfälischen Stahlwerke) durch die Geldkalamität zur Sanierung getrieben worden ist. Vermag eine Industrie eine Krisis besser zu überstehn? Gewiß, die amerikanische Panik ist erst vor wenigen Wochen zum eigentlichen Ausbruch gekommen! Aber diese kurze Zeitspanne hätte schon genügt, morsche Gebäude zu stürzen, wie sie einer ganzen Reihe kleinerer Handelsunternehmungen das Grab bereitet hat. Wenn eine Industrie monatelang mit einem Bankdiskont von 7 Prozent die Preise aufrechterhalten kann, Arbeiter nicht zu entlassen braucht, so hat sie den Beweis ihrer Widerstandsfähigkeit erbracht. Die großen Gesellschaften haben sich in den letzten Jahren von der Fessel des Bankkredites befreit, aber die Banken haben, um Geschäfte zu machen, nach neuen Beleihungen Umschau gehalten und haben die vermehrten Aktienkapitalien und Zuflüsse an Depositengeldern dazu benutzt, dem Warenhandel vermehrten Kredit zu geben. Deshalb befindet sich hier der eigentliche Krisenherd; das haben die letzten Wochen deutlich bewiesen. Die Firma J. C. F. Moeller in Altona, die sich für insolvent er-

klären mußte, hat bei einem Barkapital, das (wenn die Bilanz richtig aufgestellt worden war) in den besten Zeiten 5 Millionen Mark betragen haben soll, bei unseren Großbanken Blanko-Kredite in Höhe von 6—7 Millionen Mark angehäuft. Wenn die Banken in dieser Weise vorgehen (die angesehensten Institute waren beteiligt), wenn die Depositengelder so unsichere Anlage finden können, so darf man sich nicht wundern, wenn der Lärm nach Staatsaufsicht bei Anlage der Depositengelder sich ständig mehrt. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wurde in diesen Tagen verkündet, die Reichsverwaltung hätte „bereits seit längerer Zeit eine umfassende Untersuchung unserer Geld- und Kreditverhältnisse unter Mitwirkung von Sachverständigen in Aussicht genommen". Auch wer diese offiziöse Mitteilung nur für einen Schachzug der Regierung hält, um das p. t. Publikum wegen der Nachgiebigkeit gegen die Jobber bei der Börsenreform zu beruhigen, wird der Maßnahme eine gewisse Berechtigung nicht abstreiten können. Schade nur, daß die Absicht zu deutlich war (die Notiz erschien gerade einen Tag vor der Ankündigung des Börsengesetzes), so daß selbst die Börse sie nicht einmal für ernst genommen hat.

Trotz alledem darf nicht verkannt werden, daß die Krisis der mittleren Industrie und des Warenhandels als Folge des allgemeinen Rückschlages nicht so tief empfunden wird wie Katastrophen in der Großindustrie. Der Zusammenbruch der Leipziger Bank hat mehr Existenzen vernichtet, mehr Mißtrauen gesät, als die Fälle Haller, Eberbach, Möller, die schlimmstens zwei oder drei Insolvenzen nach sich ziehen. Und ein Land, in dem die Aktiengesellschaft als industrielle Unternehmungsform eine so große Rolle spielt, wird durch das wirtschaftliche Gedeihen der Großindustrie gekennzeichnet. Die Stabilität der Börsenkurse sollte darum nicht übersehen werden, und man sollte berücksichtigen, daß die Kurse der Aktiengesellschaften zwar geringere Dividenden für die nächsten Jahre zum Ausdruck bringen, aber doch wesentlich höher notieren, als die niedrigsten Kurse des Jahres 1901.

Die Wirtschaftskritiker sollten an der Bedeutung der Kursentwicklung nicht schweigend vorübergehen. Unter all den guten Werken über die Theorie und den Verlauf der Krisen finde ich nicht ein einziges, das in deskriptiver Weise sich eingehend auch mit dem Verlauf der zu gleicher Zeit ausgebrochenen Börsenkrisen beschäftigt. Man weist darauf hin, daß die Kurse an einem Tage oder während bestimmter Zeit um soundso viel Prozent zurückgegangen sind, aber man untersucht niemals im einzelnen den Verlauf der Börsenbewegung. Man stellt keine Vergleiche zwischen dem Grad der Kursrückgänge und dem der Krisis an und vermeidet die Untersuchung, ob und inwieweit die Börsenkurse die Höhe des wirtschaftlichen Rückschlags erkennen lassen. Wäre das Problem nicht wissenschaftlicher Erörterung wert? Wäre eine solche Feststellung nicht nützlicher, als das Zusammentragen statistischen Materials über Import und Export, über Zunahme des Sparkapitals im Vergleich zur Anzahl der Emissionen und ähnliche Dinge, die gar zu oft mit einem Federstrich als unrichtig zu beweisen sind? Die gegenwärtige Krisis wird wieder eine Flut von Schriften hervorbringen, die sich mit ihrem Verlauf, ihrer Ursache und ihrer Wirkung beschäftigen. Da sollte einer, der über dieses Thema schreibt, die Entwicklung der Börsenkurse vornehmlich ins Auge fassen. Ein Vergleich zwischen der Rentabilität der Aktiengesellschaften während der letzten Krisen und zwischen der Kursentwicklung zu derselben Zeit würde wertvolles Material liefern.

Bruno Buchwald.

Bristol-Briefe.

Der Erste.

Berlin, im November.
Hotel Bristol.

Liebste Leonie!

Jawohl aus „Bristol", nicht „Adlon" datiert Deine Violette diesen Brief — und darum denke mich nicht weniger mondain! O nein, je — desto! Denn weißt Du: ich liebe das Rheingold nicht als Oper noch als Restaurant, geschweige denn als Hotel. Nein, auch die Irrlichter in den Schlafzimmern — auf grün kommt ein Stubenmädchen, glaube ich, sieht man rot, ein „Ober" — machen's nicht. Wenn ich dafür im Restaurant bei 18 Mark-Sekt „keine" Gesellschaft finde, oder höchstens das Premierenpublikum des Metropol — Du weißt, ich bin nicht vergnügungssüchtig. Ich besuche weder die Grünfeld-Konzerte noch die $2^1/_2$-Sonntage im Zoo und hörte auch von Hupkas Gänseklein- und Ressource-Krebsessenabenden, von denen Miß Ali, unsere englische Morning Post, so oft durch ihren Bruder dieser englische Krankheit der Neuberliner Finanz erzählt, nie ohne Schaudern. Das alles ungefähr sah ich im holden Verein à la carte bei „Rederns", und das sieht man in Bristol, wenn's

schon sein muß, doch besser kachiert! Und darum ist's doch noch der einzige Ort in Berlin, wo wirklich eine vornehme, internationale Art herrscht, wo etwas Ritz, ein Stückchen Carlton, ein Ausschnitt vom Excelsior glänzt und man sich mit einiger Phantasie auch bei Sherry glauben könnte — kurzum, „die schönste Stadt der Welt" für einige Stunden auf das glücklichste vergessen wird. Darum, wenn ich müde und abgehetzt von den Weihnachtseinkäufen wieder im Hafen von Bristol lande und dort diniere, dann, liebste Leonie, dann denke ich, daß mich Parisiana umrauscht, der Korso lächelt, die Freiheitsstatue schimmert, und fast aus einem Nebelmeer grüßt mich London proud. Ich atme Weltbürgerluft! Die „Spießer" fehlen. Denn noch hat Uhls unnachahmliches Geschick der Menschenkenntnis es verstanden, die beste Gesellschaft in den kosigen, dunkel holzgetäfelten Raum zu bannen. Noch drängen sich die oberen Vierzig — mehr hat die Bärenstadt wohl nicht für einen Abend zu versenden — in das Bristol-Restaurant, und für zwei Stunden war Deine dumme Violette recht glücklich! Denn Du mußt wissen, heute nachmittag war ich es nicht, und das wirst Du begreifen, die Du weißt, was ich für schöne Kleider besitze, welch kostbarer Schmuck, welch schmeichelnde Pelze mein sind. Ja, aber wo sie als Fremde tragen, wo mit ihnen glänzen? Geh' nur einmal ins Opernhaus, selbst zu Caruſopreisen, oder besuche ein Philharmonisches!! Spanische Shawls, Blusen, die bei Spindler freundlich aufgenommen, Handschuhe, die nach Benzin duften, Abendmäntel, na — — —. Allerdings wenige Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Und nun denke nur an unsere afternoon teas im Carlton „einst im Mai". Sechs Wochen lang saßen wir in der vorigen season jeden Tag wie festgebannt in der einzigen, Margueritengeschmückten Hall. Ich glaube, wir zählten gewissenhaft an 6000 lila Samtkleider, die große Mode von vorgestern, die in unzähligen Nuancen vom tiefsten Veilchenblau bis zur mattesten Syringenfarbe an uns vorüberzogen. Denkst Du daran? Dann wirst Du verstehen, was London ist und was Berlin nicht sein kann.

Da schreiben sie sich die Finger wund, was sie zur Hebung des Fremdenverkehrs tun sollen, und vergessen, daß sie nach Demolierung der Bellevuestraße und Schaffung der Ersatzbauten am Kaiserdamm (als wenn man in Paris die Rue Gabriel durch einen Apachenstadtteil ersetzen würde) Berlin noch das letzte geraubt, was eigentlich wirklich schwer zu ruinieren war. Aber auch dieses ist prompt geschehen: den Tiergarten! Wer von den Fremden will noch eine Fahrt durch seine grünen Alleen wagen, wo rasende Automobile das letzte Schöne, was Berlin besaß, getötet haben. Erst unlängst sagte mir eine hohe russische Familie, die seit zwei Jahren statt im „Rom"- im Zentralhotel ihr Domizil hat: „Nur beim Bahnhof wohnen, um wieder schneller von Berlin wegzukommen. Man kann ja nicht einmal mehr hier spazieren fahren, aus Furcht, massakriert zu werden." — Unser Kaiser ist jetzt in London. Hoffentlich entgehen seinen scharfen Augen nicht die Tafeln an den Hyde Park-Eingängen, die besagen, daß derselbe nur offen für elektrische Automobile bei 10 km Schnelligkeit sei. Vielleicht fährt er auch einmal durch Park Lane und sieht, wie Benzindroschken langsam fahren, fahren müssen, weil einfach der englische Volkswille jeden Bedag- oder Blitzführer töten würde, der ähnlich durch Mayfair rasen würde, wie es hier im Tiergarten üblich ist. Hier in Berlin ist man als eleganter Fremder allein auf „das" Hotel angewiesen, und weist einem dieses nicht die Gesellschaft, dann ade!

Doch ich schweife ab. — Also ich will es Dir sagen, ich war unglücklich, denn alle meine Schätze mußte ich in Berlin im Koffer lassen und mein „Berliner Dreß" tragen, d. h. Rock und Bluse. Toilette paßt doch nicht! Trage ich Perlen von Boucheron, Kleider von Paquin und Hüte von Virot, wo finde ich die mir zusagende Konkurrenz? Als ich das letztemal in einer Premiere war, habe ich mich tödlich gelangweilt. Nur mit kleinen entretenierten Schauspielerinnen, deren mehr oder minder bezahlte Reize und Kleider eine bestimmte Sorte von Blättchen auf Gegenseitigkeit loben, zu konkurrieren, ist nicht nach meinem Geschmack. Der New York Herald, Paris Edition, könnte

in Berlin noch immer nichts berichten. Ach, glaube mir, Liebe, die Du in Brighton, Metropole lächelnd nach der Churchparade meine Zeilen liest, ich war nach all diesen Eindrücken, ein trauriges „Mädchen aus der Fremde", zum Diner gegangen. Ich trug mein letztes von Maurin Blossier (der Pariser Lieferantin unserer entzückenden Kronprinzessin), hellblauen Panne mit Silberperlen gestickt, dazu eine Stola gestreift, von gleichfarbenem Tüll mit Chinchilla, ein Brillantsautoir mit dem großen Amethystpendeloques, ich kaufte es bei Cartier, der schönen Frau George Wätgens nach. Dann ging ich mit Clarissa, die von der „Georgette" angezogen, mit ihren roten Zöpfen wie ein Creuzeköpfchen aussah (hellgrüner Crêpe de chine mit weißem Marie Antoinette-Fichu), mißmutig hinab und — amüsierte mich göttlich.

Wer war da? Ich will Dir alles erzählen, und Du wirst mich wieder als eine wandelnde Neuausgabe unseres Vademecums „Who is Who" nehmen. Also höre; gleich das Beste zuerst! Jenes holde Doppelwesen, welches in ihrer königlichen Gestalt die schönste Frau am preußischen und britischen Königshofe zugleich verkörpert: die Fürstin Pleß. Weiße schimmernde Perlen auf schneeigem Halse, schwarzer Crêpe de chine, der die schlanke Gestalt gleißend umschmeichelt, auf dem blonden Haupte ein wallender Gainsborough, am Busen eine hellila Orchidee und in den Nixenaugen ein smaragdner Schimmer — auf den roten Lippen ein Lächeln, wie nur irgend eine sagenhafte Königin ihres Heimatlandes, Berengaria oder Schwanenhals, einst auf einem nebelumlagerten Wales-Schloß geheimnisvoll gelächelt, wenn sie auf weißem Zelter Heerschau gehalten über ihre Vasallen . . .

Am Nebentisch: Schon fast graues Haar über der weißen Stirn, aber noch immer brennen die herrlichen Augen, zucken die feinen Nüstern, bebt der schmale feine Mund. Und noch immer rechtfertigt Frau von Schrader den Ruf, einst Berlins gefeiertste Schönheit gewesen zu sein, die heute mit mütterlicher Huld ihre Schwiegertochter führt. Nicht weit davon, Dresdens bestangezogene Dame, Frau Geheimrat v. Hartmann. Dann ein Tisch mit drei Portugiesinnen, von ihrer korpulenten Mama gehütet, der Gattin des größten Lissaboner Handelsherrn. Wie drei lebend gewordene Meißener Figuren schauen diese kleinen Damen aus, die Worths Meisterhand nach Watteauzeichnungen gekleidet hat. — Im schwarzen Trauerkleid, den dunklen Rembrandthut auf dem Haar, sehr einfach, sehr bescheiden, aber jeder Zoll doch ein Königskind, des klugen Leopold älteste Enkelin, Prinzessin Günther von Holstein. Dann zwei Damen der russischen Aristokratie. Eine in lichtgrauem Atlas mit gleichfarbigem Krimmer verbrämt, die andere in tiefroter Samttoilette, mit fast unbezahlbarem schwarzen Zobel besetzt, in Begleitung eines weltbekannten und beliebten Petersburger Causeurs. Dann erscheint im Saal ein zierliches Rassefigürchen von eigenstem Reiz. Okzident und Orient sind nicht mehr zu trennen. Die junge Prinzessin Hatzfeld, geb. Komtesse Aoki, gleich Pierpont Morgans Schwiegertochter, auf das holdseligste die „gelbe Gefahr" verkörpernd. Ach! ich könnte Dir noch viel mehr erzählen, aber Clarissa wollte noch in die Oper zum „Fliegenden Holländer". Na, es war — — — schweigen wir — —. Hoffentlich hat Herr v. Hülsen jetzt auch einmal Covent Garden besucht. — Aber die Dinerstunde hat mir Mut und Lust gemacht in Berlin zu bleiben, meine Kleider auszupacken resp. sie anzuziehen und sogar auf Empfehlung von Miß Ali, die mich am nächsten Morgen, voll von interessantesten Neuigkeiten besuchte, neue Sachen für mich, nicht nur für unsere Wirtschafterin und Cousinen aus der Provinz, einzukaufen.

Miß Ali empfahl mir Spitzer. Dort hängt noch Jenny, die selige Groß, als Maria Theresia. Ich finde es zu long ago, old fashioned — man lebt und vergißt zu schnell in Berlin. Aber Kleider sah ich doch: wirklich, ein Stückchen Paris! Und dabei sehr distinguiert, denn Spitzers Vorzug ist, daß er nicht für Demimonde arbeitet. Ich sah wundervolle Kleider dort für Exzellenz Krupp und die junge Bohlen-Halbach, die übrigens rührend bescheiden auftritt. Wenn die Meyer hieße!! Auch die sehr elegante Frau

von Schön war durch Spitzer so tip top im Winterpalais gekleidet, daß selbst Marie Paulowna, die tonangebende, schöne Großfürstin Wladimir, „zufrieden".

Dann ging ich auf Miß Alis Empfehlung weiter zum neuesten Berliner Hutladen mit dem schönen Namen „Glück". Du wirst das Geschäft aus Karlsbad oder Wien kennen, Mrs. Frederic Vanderbilt und die schöne Mme. Letellier sahst Du dort noch schöner und vornehmer geschmückt, wenn sie diesen Salon verließen. Ach, was für schöne Hüte sah ich hier, aber ich bin bescheiden und begnüge mich mit einem kleinen — ich bin ja hier nicht in einem Weltbad . . .

Dann ging ich mit Clarissa, die am 20. Geburtstag hat, zu Friedländer. Da reizte mich „nur" ein Ring, der Tiffany würdig war. 28 Karat und 40 000 Mark. Ich bewunderte einen großen Solitär, der bestimmt war, den Schmuck von Berlins elegantester, ich möchte sagen „einzigster" Finanziere zu vergrößern, und kaufte ein Smaragd und Brillanten fazettierten Rien Bracelet für Clarissa. Auf einen Brillantanhänger, in Form einer Riesenschlange verzichtete ich, denn Du weißt, wie Rußlands schickste Frau, die obenerwähnte Großfürstin Wladimir, trage auch ich nur braune oder zitronengelbe Brillanten. Grund: sie machen den weißesten Teint. Auf der Suche nach diesen Raritäten — es gibt Aesthetiker, die sie gräulich finden — zog ich zu Marcus und fand einen Riesenperiodot, den augenblicklich modernsten Stein in England. Ich wette, selbst Rider in Bondstreet, der doch anerkannt smarteste Juwelier in London, hätte keinen besseren zu versenden. Clarissa fand einen Saphirring — wie sie überschwänglich Dir sagen läßt, gibt es im Braganzaschmuck keinen schöneren!

Dann ging ich, weil es totschick ist, verlassene Schlachtfelder zu besuchen, mit Miß Ali zur Weidendammer Brücke. Was Miß Ali dabei von Terrainschwindelgeschäften, verkrachten Banken und Bankiers erzählte — — mir schwindelte förmlich! Wir betrachteten des famosen Eberbach „bescheidenes Projektchen". Ein Angestellter der Komischen Oper, der wie Marius auf den Trümmern Karthagos thronte und alles treulich zeigte, meinte, „in Amerika haben sie schuld daran, weil's da kracht, gibt's hier kein Geld. Aber wenn es drüben wieder ruhig ist, dann baut man hier wieder, und das ist bald!" Ich fand den Mann wirklich komisch. Weil drüben die wirklichen Herren ihre Macht zeigen, weil Milliardäre, die erst eines Landes Größe und Eigenart schufen, dem sie verkleinernden Reichsrepräsentanten ihre Macht zeigen wollen, deshalb kracht's hier. Condottierilaunen, die anscheinend zwei Welten beherrschen! Und weil's drüben donnert, zittert nun wirklich hier alles, und ich glaube, diese Ausrede hält für Goldshares, Kanadaaktien, Terraingesellschaften und ähnliche edle, dem Publikum angedrehte wertlose Anlagen wohl noch recht lange! Denn ich glaube nicht, daß so bald hier gebaut wird, wie der gute Mann von der Komischen Oper meint, ich glaube, auch ohne Amerika ist viel faul im Staate Dänemark. Ich glaube überhaupt nicht an Herrn Eberbach, der Mann war schon längst mir verdächtig, gleich als er seinen Frackukas erließ. Das paßt für Paris, London, New York, aber nicht für Berlin. Als ich damals diesen Erlaß gelesen, erinnerte ich mich an einen anderen, wohl auch etwas größenwahnsinnigen Finanzier, der auch Dinervorschriften erließ, Rezepte diktierte, der mit seiner Köchin stundenlang die Plätze ausmaß für seine Gäste und schließlich gemütvoll Depots veruntreute. Er führte recht aktuell den Beinamen „der Süße", er tat wohl auch niemandem etwas zuleide, denjenigen ausgenommen, die ihm Geld anvertrauten. — — Es war keine kleine Ironie des Schicksals, daß im Hause dieses peniblen Herrn ein Herr „Schieferdecker", der Konkursverwalter, das letzte Wort sprechen mußte, nachdem der maître d'hôtel, um dem Zuchthaus zu entgehen, sich entleibt hatte. Ja, Herrn Eberbachs Kulturträumereien, Verbesserung der Gesellschaftsregeln, mußten, wenn sie nicht gleich als verräterische Pose angesehen werden sollen, auf goldenen, nicht auf tönernen Füßen stehen. Herr Eberbach, der viel gesehen, hat wohl auch viel geträumt. Er sah sich selbst wohl zu Gaste an des Lebens Tafel, und da glaubte er „den

Gentleman“ zu schaffen und lud den für solches Dasein lebensfrohen und schönheitsberechtigten Cornelius Vanderbilt — und siehe da, es kam nur, totenwangig, mit zerschmettertem Schädel, Felix Sommerfeld. Er hatte den Reichtum geladen — und der Schwindel war erschienen!! Und diese seine Illusionen müssen die leidtragenden Aktionäre bezahlen. — Hoffentlich haben andere Gründer, die mit fremden Depositen Terraingesellschaften ins Leben rufen, nicht „verwandte“ Träume. Doch in Berlin ist ja alles möglich, wenn auch nicht für alle Gentlemantaten der amerikanische Krach als Entschuldigung gelten sollte. Jedoch an Entschuldigungen fehlt es nie — ich entsinne mich, wie man seinerzeit in nahestehenden Kreisen „Bahring“ für „Sommerfeld“ verantwortlich machen wollte — Brombeeren sind ja immer billig zu haben, und neugierig bin ich ja nur, mit welcher Ausrede man dem jetzt schwebenden Meineidsverfahren, das eine Sensation ersten Ranges zu werden verspricht, begegnen will. Miß Ali weiß vorläufig nur, daß die Untersuchung sich gegen eine verwitwete Millionärin richtet und das Beweismaterial aus Briefen von eigener Hand der Dame und solchen des Gläubigers ihres verstorbenen Sohnes besteht. Da die Originale von der „objektivsten Behörde der Welt“ eingefordert sind und sich zurzeit in Händen der königlichen Staatsanwaltschaft befinden, behauptet Miß Ali, nur die photographierten „Briefe einer Millionärin an ihren Sohn“ gelesen zu haben. Und Miß, die freilich sehr bescheiden, meint, sie „genügen“! Doch dürften sie im Verein mit den erhebenden Briefen eines, zu seinen Klienten versammelten W — — einhändlers zu der schönen Hoffnung berechtigen, auch höhere Ansprüche zu befriedigen, um dem edlen Wild eines soliden, deutschen Familienlebens gerecht zu werden und sicher erfolgreich mit dem Marlittschen „Hause des Kommerzienrats“ an Noblesse und Gesinnung zu konkurrieren. Miß war übrigens in Tränen aufgelöst, als sie unter dieser Blütenlese aus den „Papieren eines Verstorbenen“ (ist doch von P—ückler, nicht wahr?) auch jenen Hungerbrief eines Millionärsohnes kurz vor seinem Tode, fast vom Operationstisch, ich glaube, aus Heidelberg datiert, gelesen; der Arme ging dort einsam und verlassen in das Friedental des ewigen Lebens ein. Für welche Lektüre aber weder die edle Mama, noch der gütige Papa, ein stadtbekanntes „Gemüt“, absolut keine Leselust gezeigt. Genaueres teile ich Dir mit, sobald Ali, dank ihrem Stunden gebenden Bruder, das ganze Material hat. Es schadet Dir nicht, wenn ich Deine Neugierde à la Sandrock auf die „Wolter spanne“.

Alles Nähere teile ich Dir mit, sobald ich Miß Ali gesprochen. Ich erwarte mit Sehnsucht Deinen Brief aus Brighton. Wie ich Dich kenne, berichtest Du mir auch bald aus Eastborne vom Devonshirer Schloß, von Highcliff Castle, wo Lenbachs holde Lady Curzon litt. Wir sahen sie vor zwei Jahren in Brighton, als sie halb sterbend im Extrazug ihren Mann und ihre Kinder besuchte und wo jetzt in dem Wortleyschen Riesenpark unser Kaiser den schönen Herbst genießt. Für heute adieu.

Auf Wiedersehen oder besser Wiederschreiben. Deine Violette.

An Frau Leonie King,
Metropole Hotel, Brighton.

Notiz.

Bei Keller & Reiner ist momentan eine Ausstellung des ungarischen Malers Gjula Tornai nach japanischen und indischen Motiven, auf die wir in nächster Nummer zu sprechen kommen werden. D. R.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesil, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiltsek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

☞ Der heutigen Nummer liegen zwei Sonderprospekte bei, und zwar:

1. des Verlages **Georg Müller** in **München-Josephplatz 7**, betreffend: „Hervorragende Neuerscheinungen“;

2. des Verlages **R. Piper** in **München, Hohenzollernstr. 23**, betreffend: „Die Odyssee der Seele“, auf welche wir besonders aufmerksam machen.